

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 41 (1982)

Rubrik: Kurzanzeigen = Annonces sommaires

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurzanzeigen – Annonces sommaires

MATTHIAS SCHIRN, *Identität und Synonymie. Logisch-semantische Untersuchungen unter Berücksichtigung der sprachlichen Verständigungspraxis*, Stuttgart/Bad Cannstatt (Frommann-Holzboog) 1975, 260 p. (*Problemata 41*)

Immer von neuem waren die Sprache und ihr Gebrauch in der Vergangenheit ein fruchtbarer Gegenstand für philosophische Betrachtungen. So hatte insbesonders die logisch-philosophische Diskussion semantischer Fragestellungen bereits ein sehr anspruchsvolles Niveau erreicht, als die linguistische Semantik noch in den Kinderschuhen steckte. An dieser Tradition, die von Namen wie Leibniz, Fichte, Frege, Russell, Wittgenstein usw. geprägt wurde, möchte das vorliegende Buch gemessen werden.

Gegenstand von Schirns Überlegungen ist der Identitätsbegriff, den er in drei Teilen aus drei sich ergänzenden Perspektiven angeht.

Im ersten und längsten Teil (*Identitätsaussagen und logische Aspekte der Identität*, p. 13–175) werden vornehmlich die identitätstheoretischen Positionen Russells, Freges und Wittgensteins einer kritischen Würdigung unterzogen, um «eine tragfähige Diskussionsbasis zum Problem der Identitätsaussagen zu erarbeiten» (p. 9).

Ausgangspunkt des zweiten Teils (*Satzsynonymie und Sprachhandlung*, p. 176–209) ist die Überzeugung, daß sinnvoll nur von der Synonymie von Sätzen gesprochen werden könne und daß überdies, anders als dies «in der sprachanalytischen Philosophie und Linguistik mit wenigen Ausnahmen der Fall [ist]» (p. 176), Sätze nicht als kontext-invariante Bedeutungseinheiten hypostasiert werden dürfen, weil sie «nur als konstitutiver Teil einer vollständigen Sprachhandlung (...), als illokutionär bestimmte, kontextuell individuierte Verständigungseinheit[en] bedeutungsdefinit und somit bestimmtweise zu verstehen» sind (ib.). Wird unter diesen Voraussetzungen nach der Möglichkeit von Satzsynonymie gefragt, so muß die Antwort – nicht unerwartet – weitgehend negativ ausfallen, da «selbst lexikalisch-syntaktisch isomorphe und illokutionär identisch bestimmte Sätze» (p. 208) in Kommunikationssituationen verschieden interpretiert werden können und sich somit «nur unter besonderen Voraussetzungen als synonyme Sätze einführen lassen» (ib.).

Der dritte Teil (*Identität und Synonymie im Horizont intrasubjektiver Verständigung [Fichte]*, p. 210–244) kreist um Überlegungen Fichtes zum «obersten Grundsatz der Wissenschaftslehre ‘Ich bin ich’» (p. 226).

Eine Bibliographie und ein Personenregister runden den Band ab.

Es kann nicht die Aufgabe eines Linguisten sein, die logisch-philosophischen Qualitäten der Arbeit von Schirn zu würdigen. Hingegen scheint es uns legitim, die Frage nach dem Stellenwert seiner Gedankengänge im Licht der Entwicklung der linguistischen Semantik zu stellen. Dies auch deshalb, weil Formalisierungstendenzen auf logischer Basis in der letzten Zeit vermehrt auch die Auseinandersetzung mit semantischen Problemen durch die Linguisten kennzeichnen. Aus dieser Perspektive sind nun freilich gegenüber Schirns Arbeit Vorbehalte anzumelden. Zum einen überwiegt die (philosophische) Auseinandersetzung mit der (philosophischen) Tradition streckenweise allzu deutlich gegenüber eigenständigen Überlegungen an eigenem Material. Zum anderen aber verzichtet der Philosoph Schirn so explizit auf jegliche Diskussion mit der sprachwissenschaftlichen Literatur, daß es dem Linguisten schwer fällt, ihn als Wissenschaftler ganz ernst zu nehmen. Die Bibliographie ist in der Tat

durch die fast vollständige Abwesenheit sprachwissenschaftlicher Arbeiten zum bearbeiteten Thema gekennzeichnet. Es fehlt etwa die linguistische Synonymie-Diskussion (im Deutschen etwa durch Namen wie Baldinger, Gauger, Fischer usw. vertreten), die, nicht ohne eine gewisse Verachtung (p. 176), einfach mit Stillschweigen übergegangen wird. Im wichtigen zweiten Teil werden sprachwissenschaftliche Entwicklungen der Sprechakttheorie (z. B. Wunderlich) ebensowenig zur Kenntnis genommen wie im dritten Teil die Existenz von Pragmatik, Texttheorie, Kommunikationsmodellen usw.

Alles in allem wird man das Buch wohl guten Gewissens nur jenen empfehlen können, die sich, versehen mit einem soliden philosophischen Basiswissen, ebensosehr oder mehr für philosophische und namentlich philosophiegeschichtliche Fragen als für das Problem der sprachlichen Synonymie interessieren.

Georges Lüdi



LORENZO RENZI, *Einführung in die romanische Sprachwissenschaft*, herausgegeben von G. INEICHEN, Tübingen (Niemeyer) 1980, 159 p. + 6 Tafeln, 26.– DM.

Einführungen sind sehr schwierige Bücher. Sie erfordern sehr viel Wissen, sehr viel Souveränität und die Kunst, schwierige Dinge einfach zu sagen. Renzi hat diese Qualitäten in hohem Maße, und auch die deutsche (etwas veränderte) Version bewahrt dank des Herausgebers diese Vorzüge.

Es handelt sich um eine Einführung in die *romanische Sprachwissenschaft*, die sich wohltuend gegen die Einführungen in die «Linguistik des Französischen» abhebt. Bei aller Vielfalt der behandelten Einzelsprachen setzen Autor und Herausgeber deutlich den Akzent auf die typologische Einheit des Romanischen. Das Allgemeine überwiegt immer das Besondere. Das gilt auch für den methodischen Zugriff: Renzi und Ineichen beschreiben das Romanische auf der Basis der *allgemeinen Sprachwissenschaft*.

Selbstverständlich würde jeder Sprachwissenschaftler in *seiner* Einführung im Detail oder auch im Gesamtkonzept andere Akzente setzen als Renzi. Es ist jedoch nicht Sinn einer Kritik festzustellen, was man selbst anders gemacht hätte, sondern es geht darum, Renzis Einführung zu würdigen. Sehr positiv ist anzumerken, daß Renzi Philologie und Sprachwissenschaft «versöhnt» hat. Die Historizität des Faches und die Diachronie der Sprachen erscheinen wieder im Blickfeld der Sprachwissenschaft. Im ersten Teil seiner Einführung behandelt Renzi die wissenschaftstheoretischen und wissenschaftsgeschichtlichen Paradigmen der Romanistik. Als letztes Paradigma führt er den Strukturalismus ein, den er bis Fillmore weiterführt. Darüber kann man streiten. Interessanter scheint mir die Frage nach dem ‘Ertrag des Strukturalismus’. Leider weicht Renzi dieser Bilanz aus. Vielleicht ist es zur Beantwortung einer solchen Frage tatsächlich zu früh, vielleicht aber ist Renzi hier nicht kritisch genug, insbesondere gilt dies m. E. für die Einschätzung der generativen Transformationsgrammatik. Dieser Teil der Einführung scheint mir überhaupt der schwächste zu sein. Einmal, weil wie gesagt mir einige Einschätzungen und Charakterisierungen eingenartig erscheinen, zum anderen, weil man auf nur 12 Seiten (p. 41–53) keines der Themen – Modell Chomsky und Fillmore – richtig darstellen kann. Es kommt hinzu, daß sich ständig Anspielungen auf weiterführende Schulen finden, die aber zu nichts führen (z. B. Seite 47, Anspielung auf den Logiker Bar-Hillel und dann einige Zeilen später der Rückzug: «Wir wollen uns mit einem derart komplizierten Fall hier nicht beschäftigen» (p. 48). Kritischer noch sehe ich folgende Einschätzung der Chomskyschen Transformationen: «Außerdem ist es wichtig, die formalen

Operationen (= die Transformationen), die wir beim Sprechen vollziehen, genau abzugrenzen, weil wir auf diese Weise die grundlegenden Mechanismen unseres Geistes kennenlernen...» (p. 47). Werden hier nicht Transformationen der Chomskyschen Grammatik als psychisch real postuliert? Auch an anderen Stellen entstehen solche Eindrücke beim Leser.

Mit diesem Punkt haben sich meine kritischen Anmerkungen bereits erschöpft. Sehr lesenswert ist das Kapitel 5 zum Lateinischen; besonders die Paragraphen über die Entstehung und Entwicklung der ‘Artikel’ demonstrieren eindrucksvoll, was historische Sprachwissenschaft mit neueren methodischen Ansätzen leisten kann. Eine geschickte Einführung in die Sprachtypologie bietet Kapitel 7, in dem vorgeführt wird, wie die romanischen Sprachen nach verschiedenen Kriterien typologisch (mehrfach) klassifiziert werden können. Zwei lesenswerte Kapitel zur Semantik bzw. Phonologie beschließen die Einführung.

Es stellt sich nun natürlich die Frage, ob und wie man eine solche ‘universale Einführung’ bei Studenten benutzen kann, die ‘Französisch’ oder ‘Spanisch’ studieren, jedoch kaum noch romanische Philologie. Gerade ihnen kann, so scheint mir, das Buch einen wertvollen Einblick vermitteln, was das Fach als Ganzes ausmacht. Renzis ‘Einführung’ möchte ich als begleitende Lektüre für Einführungskurse empfehlen.

Bernd Kielhöfer



In Memoriam Friedrich Diez. «Akten des Kolloquiums zur Wissenschaftsgeschichte der Romanistik; Trier, 2.–4. Oktober 1975. Hrg. H.-J. NIEDEREHE & H. HAARMANN unter Mitarbeit von LILIANE ROUDAY», Amsterdam (John Benjamins) 1976 (Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science III, Studies in the History of Linguistics 9).

Auch im Bereich der Romanistik läßt sich erfreulicherweise seit mehreren Jahren jenes verstärkte Interesse an der Geschichte der das Fach konstituierenden Probleme wahrnehmen, das – wie Arnold Morkel in seinem Grußwort ausführte, das er als Universitätspräsident 1975 in Trier an die Teilnehmer am «Kolloquium zur Wissenschaftsgeschichte der Romanistik» richtete – mehr und mehr auf sämtliche Disziplinen übergreift. Wer sich dabei jeweils unverengenommen mit den erörterten Gegenständen beschäftigt, dem bleibt die doch auch leicht beklemmende Einsicht nicht erspart, frühere Forschungsergebnisse hätten meist Kernfragen betroffen, während uns Heutigen stets jene doppelte Gefahr drohe, die darin besteht, uns entweder nur noch mit zersplitterten Einzelresultaten zu begnügen, oder aber auf das wenig ergiebige Feld der Methodendiskussion auszuweichen, wobei freilich dann der Untersuchungsgegenstand selbst gern zum blossen Vorwand absinkt. So bildete Friedrich Diez’s hundertster Todestag den willkommenen Anlaß, im Rahmen eines Kolloquiums ein Kapitel Geschichte der Romanistik zu gestalten. Das Ergebnis liegt nunmehr in Form eines fünfhundertseitigen Bandes vor.

In neunzehn Beiträgen, die von Uggccione da Pisa bis Karl Voßler reichen, entsteht da ein fesselnder Überblick über sprachwissenschaftliche Ansätze aus der Romania. Frühen Epochen der Philologie wenden sich H.-J. Niederehe (Trier), J. Stefanini (Marseille), H. E. Brekle (Regensburg) und W. Dietrich (Münster) zu. Während Niederehe zeigt, daß im Hinblick auf eine angemessene Beurteilung der ‘Etymologie’ des Mittelalters – und damit natürlich auch der Isidorschen Bemühungen – vom Diezschen Etymologiebegriff vollständig abgesehen werden muß, würdigt Dietrich die diesbezüglichen Leistungen Gilles Ménages, Johann Georg von Eckhardt und Ludovico Antonio Muratoris als «nicht zu unterschätzende Vorarbeiten» (p. 99) für die historische Romanistik des neunzehnten Jahrhunderts. Einen

Einblick in die Philologie der Renaissance bietet Stefaninis Analyse von Scaligers *De causis linguae latinae*; Brekle hingegen beleuchtet das siebzehnte Jahrhundert, indem er linguistischen und psychologischen Aspekten in Géraud de Cordemoys *Discours physique de la parole* nachgeht.

Sechs Untersuchungen markieren «Standorte der Sprachwissenschaft im achtzehnten Jahrhundert». Zunächst stellt J. Albrecht (Germersheim) Pierre-Nicolas Bonamy als Romanist *ante litteram* vor; sodann skizzieren H. Izzo (Calgary/Bucarest) und H. Thun (Münster) je ein Porträt Carl Ludwig Fernows, der zu Goethes und Schillers Weimarer Kreis gehörte und sowohl eine *Italienische Sprachlehre für Deutsche* verfaßte als auch Studien zur italienischen Dialektologie bzw. zur romanischen Philologie überhaupt. Aspekte des Sprachvergleichs, wie er in der sogenannten Vorgeschichte der modernen Sprachwissenschaft betrieben wurde, wenden sich H. Haarmann (Trier), J.-C. Chevalier (Paris) und I. Monreal-Wickert (Tübingen) zu. Haarmann beschreibt die von J. C. C. Rüdiger, L. Hervás y Panduro und P. S. Pallas entwickelten Klassifikationsmodelle der romanischen Sprachen und kommt dabei zum bedeutsamen Schluß, Hervás Werk als Studienobjekt der Wissenschaftsgeschichte sei «in besonderem Maße zur Beweisführung geeignet, daß die traditionelle Trennung zwischen Vorgeschichte und Geschichte der Sprachwissenschaft aufgehoben und durch andere Formen der Einteilung ersetzt werden muß» (p. 239). Chevalier betont die Rolle, welche insbesondere sprachvergleichende Fragestellungen im Hinblick auf das gesellschaftspolitische Programm der *idéologues* spielt, während Irene Monreal-Wickert sich um den Nachweis bemüht, daß «die Sprachtypologie nicht im Rahmen der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft entstanden ist, sondern von den Grammatikern der französischen Aufklärung entwickelt wurde» (p. 197), wobei sie in der wissenschaftshistorischen Deutung der Sprachtypologie eine besonders wirksame Möglichkeit sieht, «den Übergang von der sogenannten vorwissenschaftlichen Sprachbetrachtung zur autonomen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts genauer zu beschreiben» (p. 197).

Den weitgehend von der Romantik geprägten «Durchbruch zur romanischen Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert» stellen sechs Essais dar; vier davon verstehen sich als Porträts bedeutender Forscherpersönlichkeiten. So betrachtet W. Rettig (Düsseldorf) Raynouard und Diez im Hinblick auf ihre These von einer einheitlichen romanischen Ursprache; R. Baum (Bonn) zeichnet Claude Fauriels romanistische Studien nach; E. F. K. Koerner (Regensburg) steuert einen kurzen Hinweis auf A. Dufriche-Desgenettes als «the inventor of the term ‘phonème’» bei (p. 357); G. Bonfante (Turin) schildert auch unter Bezug von Ascolis noch weitgehend unveröffentlichten Privatpapieren (vier Briefe, die Diez in den Jahren 1869 bis 1872 an ihn richtete, werden faksimiliert [p. 375–379]) den Schöpfer des *Archivio glottologico* als Gelehrten, der «die meisten wichtigen Fortschritte der heutigen Sprachwissenschaft entweder vorausgeahnt oder auch selbst angebahnt» hat (p. 371). Eingehend spürt V. Kapp (Trier) dem Stil-Konzept nach, wie es in den Anfängen der romanistischen Stilforschung auftaucht, um dabei festzustellen, im Gegensatz zur gängigen Meinung sei «die wissenschaftliche Stilistik nicht erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden» (p. 399); daneben verfolgt W. Kuhfuß (Trier) die Auswirkungen der Ergebnisse romanistischer Sprachbetrachtung auf die höheren Schulen im neunzehnten Jahrhundert. Es zeigt sich, daß eine zwar langsame «aber stetig zunehmende Beeinflussung des Neusprachenunterrichts durch die romanische Philologie» feststellbar ist (p. 349).

Unter dem Stichwort «Strukturalismus und Idealismus im 20. Jahrhundert» findet zunächst eine Auseinandersetzung mit Saussure statt. E. F. K. Koerner (Regensburg) stellt den Genfer Forscher kritisch in die Zusammenhänge der sprachwissenschaftlichen Tradition Frankreichs hinein; P. Wunderlis (Düsseldorf) Analyse der Beziehungen zwischen Sechehaye und Saussure mündet in die differenzierte Bilanz, wonach «einiges dafür spricht, daß Saus-

sure von Sechehayes Darstellung ausging und sie aufgrund seiner Fähigkeit zur Synthese und Systematisierung in ganz entscheidenden Punkten verbesserte» (p. 456). Ausgehend von der Frage, «welchen Sinn es hat, sich heute mit Voßler auseinanderzusetzen» (p. 475), kommt G. Schneider (Trier) zum Schluß, es wäre trotz der vielen Anregungen, die nach wie vor von Voßler ausgehen, doch «anachronistisch», an eine «actualité du vosslérisme» (p. 495) zu glauben.

Obschon in diesem durch ein Sach- und Namenregister vorzüglich erschlossenen Band sehr verschiedenartige Gegenstände zur Sprache kommen, ergibt sich als themenübergreifender Aspekt doch die Einsicht in die Tatsache, daß auch im Bereich der romanischen Sprachwissenschaft mit mehr ernstzunehmenden ‘Vorläufern’ zu rechnen ist, als man gemeinhin anzunehmen neigt. Freilich läßt sich der epistemologische Stellenwert manchen Gedankens, der – wie etwa Isidors Etymologievorstellung – oft auch heute noch für blosse ‘Spielerei’ gehalten wird, erst dann richtig ablesen, wenn er wissenschaftshistorisch nachvollzogen wird.

Kurt Ringger



*Hugo Schuchardt, * Gotha 1842 – † Graz 1927. Schuchardt-Symposium 1977 in Graz, Vorträge und Aufsätze, hrsg. v. K. LICHEN und H. J. SIMON, Wien 1980, 314 p. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte 373).*

Schuchardt gehörte ja keiner «Schule» an und hat keine eigene Sprachtheorie gegründet. Wie H. Höfler in seinem Beitrag ‘Hugo Schuchardts Beitrag zu einer Theorie der Lehnwortforschung’ in dem anzugehenden Bande 49s. bemerkt, war er «dem theoretischen Systematisieren, weil vielfach Spekulieren, eher abgeneigt». Wer der in den letzten Jahrzehnten modisch gewordenen linguistischen Schulen und abstrakten Spekulationen über ‘die Sprache an sich’, ohne Kenntnisnahme konkreter Sprachen, überdrüssig geworden ist, neigt dazu, dies eher als einen Vorzug anzusehen. Daß Schuchardts Abneigung gegen linguistische Lehrgebäude ihn nicht daran hinderte, sehr viele Beobachtungen zu machen, die für die allgemeine Sprachwissenschaft von größter Bedeutung sind, hat uns L. Spitzer durch die Herausgabe eines Schuchardt-Breviers (Halle 1922) gelehrt.

Die Leser dieser Zeitschrift kennen wohl Schuchardt in erster Linie von seinen Beiträgen zur romanischen Sprachwissenschaft. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis dieses Bandes zeigt aber, wie vielseitig er war. Ich zitiere die Autoren und Titel einiger Beiträge: St. Hafner, H. Sch. und F. Miklosich; W. Imnaischwili, H. Sch. und das Georgische; D. Kremers, H. Sch. als Literaturhistoriker; R. B. Le Page, H. Sch.s Creole Studies; H.W. Ölberg, Die Weltsprachenfrage im wissenschaftlichen Werk H. Sch.s; L. Papp, Sch.s Aufsätze in Ungarn; H. Schwerteck, H. Sch. und die baskischen Studien.

Es ist natürlich, daß diejenigen, die an einem Schuchardt-Symposium teilnehmen, etwas zu sehr zur Verherrlichung des Jubilars neigen. Issatschenkos postumer Beitrag ‘Allgemeine Fragestellungen bei Sch.’ 85ss. bildet durch seine Kritik ein willkommenes Gegengewicht. Eben weil Sch. kein zusammenfassendes theoretisches Grundwerk geschrieben, sondern sich auf zerstreute theoretische Einzelbemerkungen beschränkt hat, kann man bei ihm Verschiedenartiges finden, was mehrere Deutungen zuläßt; vielfach hat man ihn mehr als einen Vorläufer moderner linguistischer Richtungen aufgefaßt, als es gerechtfertigt ist, und Issatschenko warnt mit Recht davor (96): «Es wäre verfehlt, wollte man aus einigen isolierten Aussprüchen Sch.s folgern, er sei seiner Zeit um ein Jahrhundert voraus gewesen und hätte geradezu proph-

tisch Erkenntnisse formuliert, zu denen sich die moderne Sprachwissenschaft erst langsam durchdringt.» Auch muß man wohl – trotz dem eifrigen Widerspruch W. Vierecks 275 ss. (in seinem Beitrag ‘Sprachwandel’) – anerkennen, daß Sch. in seiner bekannten Polemik gegen die Junggrammatiker über das Ziel hinaus schoß: in ihrem Postulieren von Lautgesetzen (obgleich nicht in ihrer Annahme, sie seien ausnahmslos) hatten sie recht, und heute wird kein Etymologe ernst genommen, wenn er diese Gesetze nicht berücksichtigt oder postulierte Ausnahmen nicht erklärt. Zu bemerken ist auch, daß mehrere von Sch.s Theorien, die seinerzeit berühmt waren, sich als verfehlt herausgestellt haben; so hat seine ausführlich begründete Herleitung des frz. *trouver* aus lat. *turbare* heute kaum mehr Verteidiger. Andrerseits ist dies ein klassisches Beispiel für einen fruchtbaren Irrtum, durch den Sch. uns die Bedeutung der Sachforschung, hier besonders der Jäger- und Fischersprache, gelehrt hat. Daß Sch. auch als einer der Ersten auf die Bedeutung der Sprachgeographie und der Sprachmischung hingewiesen hat, wird nicht bestritten werden können.

Einige Einzelbemerkungen. N. Denisons Aufsatz ‘Heterogenität und Kompetenz’ (7ss.) ist etwas nachlässig. Daß er durchwegs Behagel statt Behaghel druckt und von «Genitivus appositivus» (15) statt des gewöhnlichen Terminus ‘Genitivus definitivus’ spricht, bedeutet weniger; bedenklich ist aber, daß er schwedische und finnische Ausdrücke zitiert und vergleicht, um schwedischen Einfluß auf die finnische Partitiv-Konstruktion zu beweisen, aber offensichtlich das Schwedische nicht genügend beherrscht: Der p. 16 zitierte schwedische Satz «*De mäniskorna samlas på torget*» (‘Die Leute versammeln sich auf dem Marktplatz’), ist falsch, denn es muß *Mäniskorna samlas på torget* heißen. P. 21 wird von der trivialen Wahrheit der «intensivierten Angleichung der sprachlichen Strukturen ... der prestigärmeren Gemeinschaft an diejenigen der prestigeträckeren» zu viel Aufhebens gemacht.

F. L. von Hüttenbachs Beitrag ‘Sachen und Wörter – Wörter und Sachen’ (159ss.) ist für die Geschichte unserer Sprachwissenschaft von Interesse. Es handelt sich in erster Linie um den recht unerfreulichen Prioritätsstreit zwischen Sch. und Meringer bezüglich der Parole ‘Wörter und Sachen’. Etwas zu pessimistisch erscheint mir die Aussage p. 167, Sch.s Worte über die Notwendigkeit, die örtlichen Umstände zu kennen, um die Ortsnamen zu verstehen, fänden «ein Dreivierteljahrhundert später leider auch noch nicht immer Berücksichtigung». In nordischer Ortsnamenforschung ist dies wenigstens seit Jöran Sahlgren eine Selbstverständlichkeit.

H. M. Ölberg spricht p. 175 von einer «Gesinnung von wahrhafter Demokratie in der Sprachforschung». Was darunter zu verstehen ist, bleibt unklar, und das Wort ‘demokratisch’ sollte in (sprach)wissenschaftlichem Zusammenhang als sinnloses und affektgeladenes Modewort vermieden werden.

K. Sornigs Aufsatz ‘Konventionalisierung und Innovationslust’ (der niederen Umgangssprache; 249ss.) zeichnet sich durch abstruse Terminologie, saloppe Syntax, paradoxe Formulierungen (z. B. «der Sprachwitz ... überwindet, was eigentlich unüberwindlich ist: die Absurdität der Welt, u. zw. durch die Absurdität der sprachlichen Mittel»; 271) und eine große Bibliographie aus, aber was «der langen Rede kurzer Sinn» ist, bleibt mir schleierhaft.

Bengt Löfstedt



W. THEODOR ELWERT, *Studien zu den romanischen Sprachen und Literaturen*, Band VIII: *Sprachwissenschaftliches und Literarhistorisches*, Wiesbaden (Franz Steiner) 1979, 149 p.

Vor vielen Jahren haben meine Studienkameraden und ich eine Wette gemacht, welcher Professor die meisten Festschriften erhalten hatte (ich glaube, daß Ernst Gamillscheg gewonnen

hat) und wem die umfangreichste Festschrift gewidmet worden war (die sieben Bände für Menéndez Pidal konnten nicht übertroffen werden). In der jetzigen selbstgefälligen Zeit wird es aber immer gewöhnlicher, daß die Professoren nicht auf eine Festschrift warten, sondern recht früh damit anfangen, ihre eigenen Kleinen Schriften herauszugeben¹. Falls meine Studenten nun eine ähnliche Wette machen wollten, und zwar bezüglich der Frage, wer die meisten Kleinen Schriften herausgegeben hat, finde ich es wahrscheinlich, daß Theodor Elwert die Palme davontragen würde. Dies ist nämlich der 8. Band seiner *Studien zu den romanischen Sprachen und Literaturen*, einer Serie, deren erster Band i.J. 1967 herauskam.

Leider handelt es sich nur um einen Nachdruck früher veröffentlichter Aufsätze. Keine *Addenda et corrigenda* sind hinzugefügt, und die Originalpublikationen sind nur reprographisch wiedergegeben, so daß die Sammlung ein buntscheckiges Druckbild bietet. Andrerseits ist es ja praktisch, die Aufsätze eines hervorragenden Forschers in einem Bande oder in mehreren Bänden bequem zugänglich zu haben.

Die folgenden Aufsätze sind in den vorliegenden Band aufgenommen: Il ‘committente’ nella letteratura medievale; Il petrarchismo cinquecentesco e la poesia latina degli umanisti; Il Bembo imitatore; Il Manzoni e la critica tedesca; Mérimée: Colomba, Carmen; L’entità ladina dolomitica. La dimensione linguistica; Zur Unterengadiner Bibelübersetzung des J. A. Vulpius und des J. Dorta von 1679/1743; Ein Japanverehrer: Wenceslau de Moraes; Deuter Japans, Mahner des Westens: der Portugiese Wenceslau José de Sousa Moraes. Außerdem findet sich ein Nachtrag zu Elwerts Schriftenverzeichnis.

Ich beschränke mich auf ein paar Notizen zu zwei Aufsätzen. Der erste Aufsatz des Bandes, der über die Rolle des Auftraggebers in mittelalterlicher Literatur, ist anregend und interessant; es wäre aber ein Vorteil gewesen, wenn nicht nur die romanischen Literaturen berücksichtigt worden wären: es wäre noch viel zu sagen bezüglich der Rolle des Auftraggebers in mittellateinischer Poesie (z.B. der Rolle Reinalds für den Archipoeta) und etwa in der isländischen² und keltischen³ Literatur⁴.

In seinem Aufsatz über das Rätoromanische berührt Elwert p. 110ss. die Frage, was unter ‘Sprache’ und ‘Mundart’ zu verstehen ist. Es wird bemerkt, daß das ital. *lingua* nur für National- und Schriftsprachen benutzt wird, während das deutsche ‘Sprache’ eine viel allgemeinere Bedeutung hat. Es scheint mir allerdings (und einige deutsche Freunde haben meinen Eindruck bestätigt), daß Elwert die Vagheit von ‘Sprache’ überschätzt; wenige Deutsche würden – trotz Elwert p. 111 – von «der bayerischen Sprache» statt «der bayerischen Mundart» sprechen. Aber es ist wichtig, die speziellen Konnotationen von *lingua* in der italienischen Standardsprache im Auge zu behalten, denn sie erklären die Abneigung der Italiener, dieses Wort mit Bezug auf das Rätoromanische oder Sardische zu verwenden; vielleicht war es als eine Herausforderung gemeint, wenn M. L. Wagner seinem bekannten Buch den Titel ‘*La lingua sarda*’ gab.

Bengt Löfstedt



¹ Dagegen ist es noch nicht allgemeine Sitte geworden, sich selbst bei Geburtstagen durch Festschriften zu huldigen. Mir ist nur ein Forscher bekannt, der es tat, und zwar der hervorragende schwedische Orientalist Carlo Graf v. Landberg; i.J. 1909 publizierte er eine *Festgabe zu seinem vierzigjährigen Jubiläum als Orientalist*, und 10 Jahre später eine zweite derartige Festschrift (s. K.W. ZETERSTÉEN, *Carlo Landberg som orientalist*, Uppsala 1942, p. 46).

² Cf. über den isländischen Hof-skald PETER HALLBERG, *Old Icelandic Poetry; Eddic Lay and Skaldic Verse*, 1975, p. 105ss.; S. EINARSSON, *A History of Icelandic Literature*, (1969), p. 44 ss.

³ Cf. etwa über den professionellen Dichter an den irischen Höfen O. BERGIN, *Irish Bardic Poetry* Dublin 1970.

⁴ Cf. weiter den Artikel ‘Berufsdichter’ im *Lexikon des Mittelalters*, I. p. 2045.

Stimmen der Romania. Festschrift für W. Theodor Elwert zum 70. Geburtstag, hg. von G. SCHMIDT und M. TIETZ, Wiesbaden (Heymann) 1980, 725 p.

Die Literaturen der Romania haben den Löwenanteil an dieser schönen Festschrift (p. 1–468); die Sprachen der Romania werden im zweiten Teil (p. 469–725) behandelt. In Anbetracht der großen Zahl der in diesem Bande vereinigten Aufsätze muß ich mich hier darauf beschränken, nur einige der mir aus dem einen oder anderen Grunde bemerkenswert erscheinenden Beiträge zu erwähnen und zerstreute Notizen beizufügen.

J. Blänsdorf, Das Neue in der Kunstdtheorie Gerolamo Vidas (89 ss.). Blänsdorf ist bisher in erster Linie als Plautusforscher bekannt, und dieser Aufsatz zeugt von dem immer stärkeren Interesse der Latinisten am Neulatein (von etwa 1300 an); nachdem nicht nur das ältere Latein, sondern auch das Spätlatein und das frühe Mittellatein recht gründlich untersucht worden sind, wird sich wahrscheinlich die künftige Forschung mehr und mehr auf das späte Mittellatein und das Humanistenlatein konzentrieren. B.s Beitrag über den Autor der wichtigsten Poetik der Renaissance paßt in die Festschrift vorzüglich, denn Elwert hat sich ja mehrfach mit dem Renaissancelatein beschäftigt.

K. Baldinger, Deutsche Steinmetzen in Frankreich? (469 ss.). Einer Idee seine Assistenten Karl Brademann folgend leitet Baldinger überzeugend afrz. *estor ‘Fenstersturz’* auf mhd. *sturze* zurück.

D. Briesemeister, Die Theorie der Übersetzung in Spanien im 15. Jh. (483 ss.). Der Verfasser versucht in diesem wertvollen Beitrag, «die Übersetzungskriterien jener Zeit an Hand der Prolog darzustellen» (484). Interessant ist der Nachweis, daß es um die Lateinkenntnisse in Spanien im 15. Jh. schlecht stand, obgleich das Konzil von Aranda 1473 forderte, daß niemand Priester werden dürfe «*nisi sciat Latinaliter¹ loqui*» (p. 492).

H. H. Christmann, Zum Begriff der Analogie (519 ss.). P. 532 N 8 wird von «einem angeblich von Caesar verfaßten, verlorengegangenen Grammatiktraktat» gesprochen. M.W. hat niemand je daran gezweifelt, daß Caesar wirklich zwei Bücher *De analogia* verfaßt hat.

In seinem Aufsatz ‘Griselini, das Rumänische und das Vulgärlatein’ hat E. Ciseriu einem rumänischen Gelehrten aus dem 18. Jh. eine Ehrenrettung zuteil werden lassen (537 ss.). Uninteressant ist dagegen O. Ducháčeks Aufsatz ‘Esquisse du champ conceptuel de la beauté dans le français du XIV^e siècle’ (551 ss.): ich kann nicht sehen, daß die Feststellung, daß in den exzerptierten Texten *joli* 44mal, *gracieux* 40mal, *gentil* 18mal usw. begegnen, die Forschung irgendwohin weiterführt. Trotz verschiedener Unterrubriken und angesangener – aber nicht durchgeföhrter – Paragrapheneinteilung bleibt M. Iliescu Aufsatz über die Demonstrativpronomina in den rätoromanischen Mundarten (579–583) unklar, und er hätte m.E. in der vorliegenden Form nicht gedruckt werden sollen.

Interessant ist dagegen J. Pohls ‘Catégories grammaticales et connotations’ (613 ss.), nur vermißt man mehrfach Verweise auf ältere Literatur. P. 615 wird z.B. bemerkt, daß etwa 2/3 der befragten Schüler «personnifiaient les substantifs ‘inanimés ... en leur donnant le sexe qui correspondait à leur genre’». P. hätte hier B. Hasselrot, *Les vertus devraient être soeurs, ainsi que les vices sont frères*, *Revue Romane*, numéro spécial 1 (1967), 35 ss. (mit weiterer Literatur) zitieren sollen² – 619 heißt es: «*Nous ... vaut rarement plusieurs je, mais, le plus*

¹ So drückt B. Entweder handelt es sich um einen Druckfehler für das gewöhnliche *Latinaliter* (wozu s. Rez., *Corpus Christianorum, cont. med.* XL C p. XXXV) oder um eine Mischform von *Latinaliter* und *Latine*. Die Form *Latinaliter* ist mir sonst nur aus einer Hs. von Sedulius Maior (*Corp. Christ. cont. med.* XL B) p. 321, 63 bekannt.

² Cf. zu diesem Thema auch den folgenden schwedisch abgefaßten Aufsatz desselben Gelehrten ‘*Var blomma är vår syster, vår fagel är vår bror*’, *Annales Academiae regiae scientiarum Upsaliensis* 12 (1968).

souvent, *je + un ou plusieurs êtres généralement animés*». Das ist eine seit langem bekannte Wahrheit; statt sie einfach wieder festzustellen, hätte es sich empfohlen, sie zu erklären und zu analysieren, cf. etwa E. Benveniste, *Problèmes de linguistique générale* (1966) 233 ss.

G. Rohlfs, Tipi del periodo ipotetico (condizionale) nell'estremo Mezzogiorno d'Italia (625 ss.). Zu diesem Aufsatz möchte ich nur bemerken, daß es besser gewesen wäre, wenn Rohlfs nicht als Beispiele lateinische Sätze mit dem Verb *posse* gewählt hätte. Hypothetische irreale Sätze mit Verben des Könnens und Wollens werden nämlich im klassischen Latein und später mit dem Indikativ statt mit dem Konjunktiv konstruiert; so heißt es in der Vulgata (*Ioh. 9,33*) *nisi esset hic a Deo, non poterat* (nicht mit Rohlfs 626 *posset*) *facere quicquam* (so nach den kritischen Editionen).

A. Thierfelder, Zum Gebrauch von lateinisch *mulier* (659 ss.). Th. weist überzeugend nach, daß *mulier* im Sinne von 'Ehefrau' bereits durch Plautus *Bacch.* 842 ff. bezeugt wird. Dieser alte Beleg wurde sowohl vom *Thesaurus linguae Latinae* als auch von Adams, *Glotta* 50 (1972), 249 ff. übersehen, ist aber als ein früher Vorläufer des ital. *moglie* im Sinne von 'Ehefrau' wichtig.

Bengt Löfstedt



FREDE JENSEN, *From Vulgar Latin to Old Provençal*, Chapel Hill (The University of North Carolina Press) 1972, 142 p. (*University of North Carolina Studies in the Romance Languages and Literatures* 120).

Par la faute du soussigné, c'est avec un retard regrettable que l'ouvrage qui a marqué les débuts de Frede Jensen est annoncé dans *Vox Romanica*. Sur le modèle du manuel classique de Gerhard Rohlfs, *Vom Vulgärlatein zum Altfranzösischen*, l'auteur a composé un manuel «for beginners in the field of Provençal linguistics and, perhaps more precisely, as a guidance in the linguistic interpretation of medieval Provençal texts» (p. 12). En glosant trois *vidas* et *razos* et trois *cansos* choisies parmi les plus célèbres, Frede Jensen traite de l'étymologie, de la phonétique historique et de la morphologie des mots en suivant le fil des textes, avec quelques remarques de syntaxe. Un tel manuel est d'autant plus utile qu'il n'existe pas d'ouvrage analogue pour l'ancien provençal et que de nombreuses universités ayant abandonné cette approche méthodique de la langue médiévale, l'étudiant qui voudrait acquérir cette base en est réduit au «do it yourself».

Un regret: dans le détail, tant la correction typographique que la présentation de la bibliographie laissent à désirer. Et dans l'interprétation des phénomènes linguistiques, nombreux sont les points où le manque d'expérience de l'auteur se fait sentir, expérience qu'il a acquise depuis lors. Ce n'est plus le moment, ici, d'y insister, mais bien de souhaiter qu'une édition remaniée puisse servir de guide sûr aux provençalistes débutants.

Charles Roth



HENNIG BRINKMANN, *Geschichte der lateinischen Liebesdichtung im Mittelalter*, Tübingen (Niemeyer) 21979, 110 p.

Il s'agit de la réédition, par reproduction phototypique, d'un texte publié à Halle a. d. S. pour la première fois en 1925. Cet essai s'articule autour de quelques points forts: poésies érotiques de personnages et auteurs connus, par exemple, Arnoul de Lisieux, Hugues d'Orléans, Hilaire, Serlon de Wilton, Matthieu de Vendôme, Jean de Salisbury, Abélard, Pierre de Blois;

poésie lyrique des goliards; genres isolés comme plaintes de femme, pastourelle, description de la beauté, poème pour l'amour d'un jeune garçon. L'auteur consacre quelques pages à la forme de ces poèmes érotiques en langue latine. La réédition de cet essai peut étonner, car en un demi siècle de recherches de nombreuses études pertinentes et plus complètes ont supplanté en intérêt ce petit ouvrage trop limité et dépassé. Un index des auteurs, des œuvres et thématique (p. 101–106) et la liste des poèmes cités (p. 107–110) complètent utilement et facilitent la consultation de cet essai.

Marie-Claire Gérard-Zai



Medieval, Renaissance and Folklore Studies in Honor of John Esten Keller, Edited by JOSEPH R. JONES, Newark, Delaware (Juan de la Cuesta) 1980, xxii + 310 p.

Der dem amerikanischen Hispanisten (geb. 1917), Herausgeber des *Libro de los engaños*, des Buches von *Calila e Dimna* und anderer altpalästinischer Texte, gewidmete Band enthält 23 Studien; der Schwerpunkt liegt beim spanischen Mittelalter. Im folgenden nenne ich die Titel aller Beiträge, gebe aber nur zu einigen kritische Hinweise.

R. S. Boggs, *Folktale Types from North Carolina* (p. 1–11), gibt ausgewählte Beispiele aus seiner (englischsprachigen) Sammlung von Volkserzählungen aus mündlicher Überlieferung.

B. Dutton, *The Popularization of Legal Formulae in Medieval Spanish Literature* (p. 13–28): Doppelformeln wie *sano e alegre*, *ivierno e verano*, *vestir e calzar* etc. hätten einen juristischen Ursprung; dem Volk seien sie vertraut, weil Urkunden und Verträge den Beteiligten vom Notar in der Volksprache vorgelesen wurden (selbst dann, wenn die schriftliche Fassung lateinisch war). Beispiele aus den Dichtungen Berceos. – J. Burke, *The Ideal of Perfection: the Image of the Garden-Monastery in Gonzalo de Berceo's «Milagros de Nuestra Señora»* (p. 29–38): Der Garten in der allegorischen Einleitung der *Milagros* sei (wie der Schleier der Marienfigur im Mirakel *La iglesia robada*) ein Bild der Unversehrtheit Marias (und damit auch der Einheit der christlichen Gemeinde) und zugleich auch des Klosterlebens. Zu der Einleitung der *Milagros* kennt man keine direkte Quelle (cf. den Kommentar in Duttons Ag.); trotzdem wäre es wichtig gewesen, neben eher allgemein gehaltenen Werken zur christlichen Symbolik im Mittelalter auch die lateinische theologische Literatur heranzuziehen, mit der Berceos *Milagros*-Einleitung viele Motive und Bilder gemeinsam hat.

T. A. Perry, *La «Huella del León» in Spain and in the Early Sindbad Tales: Structure and Meaning* (p. 39–52), weist auf die Beziehungen zwischen der Geschichte von der «Spur des Löwen» und der David-Bethsabe-Episode im Alten Testament hin und vergleicht Kapitel 50 des *Conde Lucanor* mit der Erzählung aus dem *Sindibad*. – J. T. Snow, *Self-Conscious References and the Organic Narrative Pattern of the «Cantigas de Santa María» de Alfonso X* (p. 53–66), über Rückverweise innerhalb der Sammlung auf andere Gedichte oder das Werk insgesamt; in der Frage der Autorschaft betont Snow (zu Recht) die dominierende Rolle Alfonso, dessen ‘geistige Biographie’ in der Abfolge der cantigas ablesbar werde (p. 64). – J. A. Madrigal, *El «ome mui feo»: ¿Primera aparición de la figura del salvaje en la iconografía española?* (p. 67–76), über die Illustration zu Cant. 47 der *Cantigas de Santa María* in der Hs. Escurial. Cf. zu den «wilden Menschen» allgemein noch J. M. Gómez-Tabanera, *La conseja del hombre salvaje en la tradición popular de la Península Ibérica*, in: *Homenaje a Julio Caro Baroja*, Madrid 1978, p. 471–509. Obwohl es Madrigal nur auf den ikonographischen Aspekt ankam, ist es merkwürdig, daß er die *serrana*, die ‘wilde Frau’ mit keinem Wort erwähnt (Cf. den *Libro de Buen Amor*; der galegoportugiesische Text aus dem *Cancioneiro*

der Vaticana gehört erst dem 15. Jh. an, cf. Luciana Stegagno Picchio, *A lição do texto, Filologia e literatura, I, Idade média*, Lisboa 1979, p. 113–141). – R. M. WALKER, *Possible Comic Elements in the «Cantigas de Amigo»* (p. 77–88), geht davon aus, daß das Vorhandensein komischer Züge in den cantigas de amigo a priori wahrscheinlich ist (p. 80–82); im Anschluß daran sucht er nach Texten, die solche Züge enthalten. Seine These mag richtig sein, aber sein Vorgehen ist doppelt fragwürdig: Zum einen kann jemand, der nach etwas forscht, was es seiner vorgefaßten Meinung nach geben muß, kaum objektiv sein; zum anderen beschreibt er (p. 83–86) im wesentlichen Situationen, die man als komisch empfinden kann – die Texte enthalten keine expliziten Signale dafür; aber die Frage, worüber ein mittelalterliches Publikum lachte, ist sehr schwer zu beantworten, man kann nicht davon ausgehen, daß genau die gleichen Dinge für komisch gehalten wurden wie heute. Walker kann mit seiner Methode nur zu Vermutungen, nicht zu Gewißheiten kommen. – A. REY, *Un fragmento inédito de «Dichos de sabios»* (p. 89–101): Es handelt sich um 14 Folia, die in eine Hs. (15./16. Jh.) des *Libro de los cien capítulos* eingefügt sind. Die Transkription des Textes ist willkommen, aber Reys Kommentar führt in gefährlicher Weise in die Irre. Der ‘unedierte’ Text wurde nämlich von W. Mettmann (*RF* 92 [1980], 283s.) als ein Fragment der *Bocados de Oro* identifiziert (cf. dort die Konkordanz zur Ag. von Mechthild Crombach, Bonn 1971); Mettmann (der die Edition des Fragments durch Rey noch nicht kennen konnte) gibt auch die Standortnummer der Hs. korrekt an (Santander, Bibl. Menéndez y Pelayo 78; bei Rey fälschlich Hs. 128).

Vier Aufsätze beschäftigen sich mit dem *Libro de Buen Amor*: Dorothy Clotelle Clarke, *Juan Ruiz: Sacerdotal Celibacy and the Archpriest's Vision* (p. 103–112). – A. Deyermond, *Juan Ruiz's Attitude to Literature* (p. 113–125), ein sehr schöner Beitrag: Juan Ruiz ist mehr an seinem eigenen Werk als an den Dichtungen anderer interessiert (p. 117); der *Libro* soll geradezu als ein Muster für Dichter dienen (p. 118); dabei kam es dem Autor darauf an, den Zeitgenossen das Kastilische als geeignetes Medium für lyrische Dichtung (anstelle des Galegoportugiesischen) vorzustellen (p. 123s.). – Margherita Morreale, *El Cantar a la Ventura en el Libro de Buen Amor* (p. 127–140), Vorschlag eines kritischen Textes und Kommentar zu Str. 1685–1689. – N. E. Alvarez, *El Epílogo del «Libro de Buen Amor»* (p. 141–150), macht u.a. auf die Parallelität aufmerksam, die zwischen Str. 1626–1634 und Str. 11–19 besteht.

Th. A. Lathrop, «*The Singer of Tales» and the «Siete Infantes de Lara» (p. 151–158): Die beiden Prosafassungen des cantar von den Siete Infantes in der *Primera crónica general* und der *Crónica de 1344* folgten nicht zwei verschiedenen Fassungen, sondern einem einzigen cantar, das im Lauf der Zeit von den juglares ausgeschmückt, erweitert und auf andere Art modifiziert wurde. – H. Sturm, *Epic Imagery in the «Laberinto de Fortuna»: Some Notes on Juan de Mena and Homer* (p. 159–169).*

Olga Tudorica Impey, *La poesía y la prosa del «Siervo libre de amor»: ¿«aferramiento» a la tradición del «prosimetrum» y de la convención lírica?* (p. 171–187), über das Verhältnis von Vers und Prosa: «Las primeras tres canciones sintetizan el relato de la aventura sentimental del yo, mientras que las demás lo complementan y, de esta manera, contribuyen a su desarrollo» (p. 182). Die Liebeskonzeption des Juan Rodríguez del Padrón ist weniger konventionell, als oft behauptet wurde, individuelle (oder spezifisch spanische) Züge sind erkennbar (p. 187). – F. López Estrada, *Prehumanismo del siglo XV: «La Letra» de los escitas a Alejandro, Del cancionero de Herberay des Essarts y las formulaciones utópicas en la edad media* (p. 189–203): Der kurze Prosabrief (der nicht in ein größeres Werk eingebunden ist) folgt im wesentlichen Curtius Rufus (oder der *Alexandreas* des Gautier de Châtillon), fügt aber eine idealisierende Schilderung der Lebensweise der Skythen ein. – H. L. Sharrer, *The Tale of the Helpful Dolphin in Lope Garcia de Salazar's «Libro de las bienandanzas y fortunas»*

(p. 205–213), drückt den Text ab und weist auf andere Geschichten von hilfreichen Delphinen in der mittelalterlichen Überlieferung hin. – R. P. Kinkade, *Mito y realidad en el mundo medieval español* (p. 215–228), über Sagen von wunderbaren Inseln im Ozean, wie sie unter dem Einfluß der *Navigatio Sancti Brendani* entstanden und noch Columbus beeinflußten; vor allem zur Insel Antilla mit ihren sieben Städten. – D. Eisenberg, *An Early Censor: Alejo Venegas* (p. 229–241): Venegas lebte 1498/99–1552; «censorship, at least during this early period, was being intelligently and carefully exercised». – S. G. Armistead / J. H. Silvermann, *Three Hispano-Jewish «romances» from Amsterdam* (p. 243–254): Die drei romances (*La infantina*, *El sacrificio de Isaac*, *El testamento de Felipe II*) werden nach der Handschrift Brüssel, Bibl. Roy. III–93 (geschrieben in Amsterdam 1683) wiedergegeben; eine Londoner Hs. ist mit dieser fast identisch.

J. J. Allen, *Toward a Conjectural Model of The «Corral del Príncipe»*, über das 1583 eröffnete Madrider Theater (p. 255–271). – K. L. Selig, *«Don Quixote» II/60–61: Some Observations on Roque Guinart* (p. 273–279). – Ruth Lee Kennedy, *Has Tirso Satirized the Conde-Duque de Olivares in Ninecío of «Tanto es lo de más como lo de menos»?* (p. 281–301).

Insgesamt ein durchaus interessanter Band, an dem nur auszusetzen ist, daß er (in manchen Artikeln mehr, in anderen weniger) eine ganze Menge zum Teil sinnstörender Druckfehler enthält.

Albert Gier



Soziolinguistische Aspekte der rumänischen Sprache. Ein Sammelband hg. von KLAUS BOCHMANN, Leipzig (VEB Verlag Enzyklopädie) 1980, 171 p.

Der Herausgeber, Klaus Bochmann, Verfasser einer unveröffentlichten Dissertation über *Die Herausbildung des modernen politisch-sozialen Wortschatzes des Rumänischen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, hat selbst zwei Aufsätze beigesteuert: einmal, zweifellos aus dem Gebiet seiner Dissertation, *Der politisch-soziale Wortschatz des Rumänischen bis zur Mitte des 19. Jhs. in seinen soziolinguistischen Dimensionen* (p. 142–152), dann den Einführungsatikel: *Die Herausbildung soziolinguistischer Betrachtungsweisen in der rumänischen Sprachwissenschaft* (p. 9–34). Ein Blick auf beide Literaturverzeichnisse ergibt, daß von der sog. «westlichen» Soziolinguistik nur – man möchte sagen: zwangsläufig – die *Introduction à la sociolinguistique* von J.-B. Marcellesi und B. Gardin (Paris 1974) zur Kenntnis genommen wurde. Und so erklärt Bochmann denn auch gleich eingangs: «Unsererseits versuchen wir, der Gefahr zu entgehen, den vielen soziolinguistischen Auffassungen eine weitere hinzuzufügen, indem wir uns an die erfolgreichen Ansätze einer marxistisch-leninistischen Behandlung der Problematik ... anlehnen» (p. 9)¹. In seinen einleitenden Erläuterungen zum Gegenstand

¹ Diese Basis ist relativ schmal. Abgesehen von MARCELLESI-GARDIN, sind es im wesentlichen die *Thesen zur marxistisch-leninistischen Soziolinguistik* von A. NEUBERT und R. GROSSE (in *Beiträge zur Soziolinguistik*, hgg. von A. N. und R. G., Halle/Saale 1974, p. 9–24); die von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von W. HARTUNG erarbeitete *Sprachliche Kommunikation und Gesellschaft*, Berlin 1974; endlich von A. D. ŠVEJČER, *Svoremennaja soziolinguistika. Teorija, problemy, metody*, Moskau 1977. – Von rumänischer Seite sind zu nennen: T. HERSENI, *Sociologia limbii*, Bucureşti 1975; I. IONESCU-RUXANDIU, D. CHIȚORAN, *Sociolinguistica*, Bucureşti 1975. Von der rumänischen Psycholinguistik sind indessen entscheidende theoretische Vorarbeiten auch für die Soziolinguistik geleistet worden, die so gut wie ausnahmslos TATIANA SLAMA-CAZACU zu verdanken sind (cf. ihr grundlegendes Werk *Limbaj și context*, Bucureşti 1959; engl. Übersetzung *Language and Context*, The Hague 1961).

der Soziolinguistik spürt man von dieser ideologischen Bindung jedoch recht wenig. In zwei Abschnitten – der eine umfaßt die Zeit bis zum Ende des 2. Weltkrieges, der andere betrachtet neue Orientierungen von den fünfziger Jahren bis zur Gegenwart – unterzieht Bochmann die rumänische sprachwissenschaftliche Produktion, welche soziolinguistische Fragestellungen – z.T. «avant la lettre» – impliziert, einer Kritik, deren Klugheit und Objektivität sehr beeindruckt; wenn auch bei den im zweiten Abschnitt besprochenen Arbeiten die philosophische Grundlage im Sinne des historischen und dialektischen Materialismus gelegentlich betont wird, so ist seine Kritik an den Forschungsergebnissen unerbittlich. Daß Bochmann gleichwohl nicht über den eigenen Schatten springen kann oder will, zeigt sich indessen im ersten Abschnitt, worin u.a. von Sprachgeographie und Dialektologie die Rede ist, die größte Realisation auf diesem Gebiet aber totgeschwiegen wird, nämlich der «rumänische Sprachatlas»². Daß der Name Sever Pop nirgends aufscheint, kann man irgendwie begreifen, wenn auch nicht gutheissen; unverständlich ist hingegen, daß auch Emil Petrovici unterschlagen wird.

Folgende Beiträge sind von rumänischen Sprachwissenschaftlern beigesteuert worden (sie wurden vom Herausgeber ins Deutsche übersetzt): *Die Romanität der rumänischen Sprache und Kultur* (p. 35–51) ist der Titel des Beitrags von Alexandru Niculescu; in den großen Zügen entspricht er dem Aufsatz, welchen der Verfasser 1976 in französischer Sprache in den *Mélanges Gossen* (II, p. 665–692) veröffentlicht hat. Er gibt dieser Aufsatzsammlung gleichsam die diachronische Dimension. – Gheorghe Bulgăr, *Die Funktionalstile der rumänischen Sprache der Gegenwart* (p. 73–91). – Magdalena Vulpe, *Volkssprachlich, dialektal, mündlich* (p. 92–105); das erarbeitete Schema betrifft nur das Dakorumänische aus synchronischer Sicht und läßt sich in der vorgeschlagenen Form nicht auf andere Sprachen anwenden. – Marilena Tiugan, *Soziokulturelle Interferenzen in einer Stadtgemeinde* (p. 106–114); die Verfasserin nimmt – im Gegensatz zu den übrigen Autoren – ausdrücklich Bezug auf Bernstein, Labov, Grimshaw u.a. – Mihai Conțiu, *Bemerkungen zum Berufswortschatz in einem rumänischen Textilbetrieb* (p. 115–124). – Von Linguisten aus der DDR stammen folgende Aufsätze: Bärbel Techtmeyer, *Das Problem sprachlich-kommunikativer Normen und seine Widerspiegelung in den aktuellen Diskussionen um die Sprachkultur in der SR Rumänien* (p. 52–72). – Johannes Thiele, *Das Schicksal deutscher Lehnwörter im rumänischen Berufswortschatz am Beispiel der Fachterminologie des Schuhmacherhandwerks und der Schuhindustrie* (p. 125–141). – Gabriele Müller, *Zur soziolinguistischen Relevanz der Anredeformen im rumänischen Theater des 19. Jhs.* (p. 152–170).

Wie schon aus den Titeln hervorgeht, sind die meisten dieser allesamt lesenswerten Aufsätze einer angewandten Soziolinguistik zuzuordnen, wobei sowohl traditionelle als auch modernere Methoden zur Anwendung gelangen.

C. Th. G.



MARIO SALTARELLI, *A phonology of Italian in a generative grammar*, The Hague (Mouton) 1970, 96 p. (*Janua linguarum, series practica* 93).

Das Buch ist die revidierte Fassung der Dissertation Saltarellis (Urbana, Illinois, 1966) und fast gleichzeitig mit *La grammatica generativa trasformazionale, con introduzione alla fonologia*.

² S. POP, *ALR* I/1, Cluj 1938; 2, Sibiu 1942; *ALRM* I/1, Cluj 1938, 2, Sibiu 1942. Cf. auch *Recueil posthume de linguistique et dialectologie*, Societas Academica Dacoromana, Roma 1966. – E. PETROVICI, *ALR* II/1, Sibiu 1940; *ALRM* II/1, Sibiu 1940. – E. P./J. PĂTRUT, *ALR, serie nouă*, 6 vol. (1956–1969); *ALRM, serie nouă*, 3 vol. (1956–1967).

logia, sintassi e dialettologia italiana, Firenze, Sansoni, 1970 herausgekommen (cf. dort Kapitel VIII und IX, p. 61–95 *Fonologia generativa* und *La componente fonologica dell’italiano*). Es gründet sich auf Chomsky, *Aspects*, Jakobsons Theorie der binären Züge und Chomsky-Halle *The sound pattern of English*, New York 1968 und steht in einer Reihe mit S. Shane, *French phonology and morphology* und J. Harris, *Spanish Phonology*, beide Cambridge 1969. Was die italienische Phonetik und Phonologie betrifft, ist es nach F. B. Agard, R. J. Di Pietro, *The sounds of English and Italian*, Chicago and London 1965, die erste umfassende Arbeit neuerer Methodik: die ein Jahr früher erschienene *Fonologia generale e fonologia della lingua italiana* Muljačić’s zitiert es bereits auf Grund eines Zyklostats und bringt p. 369 ss. auch aufschlußreiche vergleichende Tabellen der Lautanalysen Agard-Di Pietro’s, Brozović’s (*Sull’inventario dei fonemi serbocroati e i loro tratti distintivi*, *Die Welt der Slaven* 12, [1967], 161–172) und Muljačić’s selbst.

Ein erstes Kapitel *Studies of Italian pronunciation*, p. 11–20, sammelt bis 1965 Stellungnahmen italienischer Linguisten und Grammatiker zu phonetisch-phonologischen Fragen, die im Folgenden Saltarellis besonderes Interesse finden (auch die Bibliographie führt im allgemeinen nicht über 1965 hinaus); Auswahl und Interpretation sind oft diskutabel. Kapitel 2 *Problems in Italian phonology* behandelt *Italian [z], [e], [ɔ], [s], and partial complementation; Length and stress; Assimilation and ellipsis* (wobei unter ‘Ellipse’ die supponierte ‘Elision’ eines Konsonanten – *fakto < fāto*, dessen einfaches -t- nach kurzem Vokal nachträglich zu -tt- gelängt würde, verstanden wird); und *Constituent stress*; Kapitel 3 *A phonology of Italian*, p. 36–92, formuliert das generative Regelsystem, nach dem die syntaktisch erzeugte Oberflächenstruktur ihre lautliche Repräsentation erhält. Zentrale These Saltarellis ist dabei, daß nicht der Akzent sondern die Vokallänge linguistisch relevant ist; er unterscheidet in seiner phonemischen Matrix (p. 40) 34 Laute: 17 Konsonanten (— voc + cons), 14 (bzw. 7 kurze und 7 lange) Vokale (+ voc – cons) und die 3 Vibranten (+ voc + cons), die nach 11 binären Zügen geschieden werden (vocality, consonantality, gravity, sharpness, compactness, diffuseness, continuancy, length, vocality, nasality, tenseness) und zu denen in der phonetischen Matrix (p. 92) als 12. Zug stress hinzutritt, und zwar dergestalt, daß (in einer an das Lateinische erinnernden Regel) der Akzent normalerweise auf die Pänultima fällt, aber auf die Antepänultima zurückgeht, wenn jene kurz ist. Neben- und Satzakzente werden nach zyklischen Regeln beigemessen und betonter kurzer Vokal führt jeweils zur syntaktischen Längung des folgenden Konsonanten.

Pro und kontra der These Saltarellis werden von R. Di Pietro in einer ausgewogenen, überlegenen Rezension, *Language* 47 (1971), 718–729, S. Scalise (*Problemi di fonologia: a proposito di due libri recenti* [Muljačić und Saltarelli]), *Lingua e Stile* 6 (1971), 263–280, R. A. Hall, *Italica* 49 (1972), 267–272, und G. Lepschy, *Linguistics* 109 (1973), 109–113, festgehalten (cf. auch H. Stammerjohann in *Modern Language Journal* 56 (1972), 400 s.), während P. M. Bertinetto, *L’accento secondario nella fonologia italiana. Analisi teorica e sperimentale* (*Studi di sonetica e fonologia*, Roma (Bulzoni) 1976, p. 189–235) sie kurzweg mit der Begründung ablehnt, Akzentgradationen des Englischen würden auf das Italienische übertragen. R. Di Pietro weist außerdem auf die interessanten methodologischen Probleme der Arbeit hin, die das Prinzip der Ökonomie linguistischer Beschreibung oft bis zum Äußersten führt und auch nicht davor zurückschreckt, ihr empirische Daten zu opfern (cf. auch Muljačić, *Romanistisches Jahrbuch* 23 [1972], 212–214 und speziell 212 «questi tratti [distintivi] nell’interpretazione del Saltarelli non conservano la loro base acustica ideata da R. Jakobson né si basano sull’analisi dell’apparato fisiologico di articolazione [...]. Il Nostro ha individuato i TD in base a molteplici considerazioni astratte di ordine linguistico, anzichè sulla sola scorta dell’indagine spettrografica» und Scalise, p. 276 «Se queste variazioni nell’uso dei tratti riposano su effettive analisi spettrografiche, fino a che punto la realtà

acustica tollera ragioni di economia e simmetria ?»): «I would say that PIGG should be read and studied not only by Italianists but by any linguist interested in exploring the potentialities of generative theory » (p. 729). Der Satz kann unterschrieben werden unter der Bedingung, daß Hall und Di Pietro mitgelesen werden.

Rudolf Engler



Aree lessicali. Atti del X Convegno per gli Studi Dialettali Italiani (Firenze, 22–26 ottobre 1973), Pisa (Pacini) 1976, 534 p. (Consiglio Nazionale delle Ricerche, Centro di Studio per la Dialettologia Italiana 8).

Die Dialektologie nimmt in der italienischen Sprachwissenschaft von jeher einen herausragenden Platz ein, der in den letzten zehn Jahren nicht zuletzt vom Centro di Studio per la Dialettologia Italiana unter Leitung von M. Cortelazzo in Padua, das auch die Herausgabe der vorliegenden Akten besorgte, gefestigt wurde. Die im Abstand von zwei Jahren veranstalteten Kongresse des C. S. D. I. repräsentieren dabei in gewisser Weise die jeweils aktuellen Arbeitsschwerpunkte in der italienischen Dialektologie.

Die thematische Eingrenzung auf *aree lessicali* ist in sich recht weit gefaßt und die zwanzig aufgenommenen Vorträge¹ entfalten ein so breites Spektrum, daß die vereinigenden, themenübergreifenden Elemente nicht immer leicht auszumachen sind. Als einziger methodologischer Vortrag unter Einbeziehung semantischer und sprachgeographischer Grundsatzfragen eröffnet G. Berruto, *Geografia linguistica e semantica strutturale* (p. 5–26) den Band². Trotz dieses wertvollen Beitrages wird das methodologische Defizit insgesamt kaum aufgehoben, individuell ausgerichtete und ausgesprochen detaillierte Einzeluntersuchungen verhindern oft methodische Rückschlüsse selbst dort, wo eine identische gelagerte Aufgabenstellung vorliegt, wie die Studien zu den Regenbogenbezeichnungen für die italienische Schweiz von F. Spiess (p. 273–278), für Friaul von G. Frau (p. 279–306), für die Abruzzen von E. Giamarco (p. 307–321), für den Salento von G. B. Mancarella (p. 323–328). Diese thematische Koordinierung wäre bestimmt ertragreicher ausgefallen, wenn sie in einer einheitlichen Vorgehensweise durchgeführt worden oder zumindest mit einer Auswertung im Methodenvergleich zusammengefallen wäre. Jedenfalls hätte dieses Nebeneinander gleicher Themen um eine onomasiologische Interpretation bereichert werden können, die die Einzelergebnisse zueinander in Beziehung setzt. Bedauerlicherweise handelt es sich um den einzigen Fall von thematisch gebundener Affinität, denn grundsätzlich ist der Ansatz, identische Begriffsfelder je nach der Region zu ermitteln, durchaus zu begrüßen.

Aus der Zahl der anderen Einzelbeiträge seien stellvertretend aufgeführt: M. Berretta, *L'area lessicale di 'fiore' nell'Italia settentrionale* (p. 31–52), A. Zamboni, *Categorie semantiche e categorie lessicali nella terminologia botanica* (p. 53–83), L. Còveri, «Vigna» e «vite» nei dialetti liguri: analisi onomasiologica e problemi di metodo (p. 103–110), F. Crevatin, L. Russi, *Interferenze linguistiche slavo-venete nella terminologia botanica in Istria* (p. 193–205), L. Giannelli, E. Sacchi, *Differenziazioni orizzontali e verticali nel lessico della Val d'Orcia (Siena)* (p. 207–265), P. Maffei Bellucci, *Ceste ed oggetti funzionalmente affini in provincia di Massa Carrara* (p. 329–341), F. Foresti, *Per uno studio delle denominazioni di moneta: aspetti*

¹ Die Referate von G. GASPERI, G. GIACOMELLI, A. M. MELILLO / P. CARATÙ und T. TELMON sind in *La Ricerca Dialettale 1* (1976) publiziert worden.

² Umfassend sind die aufgeworfenen Fragen jetzt in B. STAIB, *Semantik und Sprachgeographie* (Tübingen 1980) an französischen Beispielen behandelt worden.

e problemi (p. 343–351), G. Tropea, *Le denominazioni siciliane degli incotti o «vacche»* (p. 359–402), G. Gulino, A. Mocciano, S. C. Trovato, *Aree lessicali in Sicilia. Le denominazioni dei «gemelli», del «geco» e dell'«omento del maiale»* (p. 403–478).

In ihrem Beitrag *I nomi del «sensale» nei dialetti italiani* (p. 479–531) bezieht A. M. Petrone auch Zuhälterbezeichnungen mit ein, die allerdings einiger Ergänzungen bedürfen: Neap. *ricottaro* und *magnaricotta* (p. 503s.) wurden bei meinen Befragungen im Milieu (*quartieri spagnoli*) mit *ricotta* als Gergolexem für «Sperma» in Zusammenhang gebracht, was schon seinerzeit A. De Blasio, *Nel paese della Camorra. L'Imbrecciata* (Neapel 1901), p. 33 bezeugte: «Ad essi [= die Zuhälter] si dà il nome di *ricottari* perchè vivono del ricavato della ricotta e ricotta nel gergo camorristico è sinonimo di sperma». Der Terminus ist in der Tat in Neapel geläufiger als in Rom, wie Petrone vermutet (p. 504), das *romanesco* zieht *magnaccia* – das übrigens auch in Neapel zu hören ist – und *pappone*³ (M. Jacqmain, *Appunti sui glossari pasoliniani*, *Linguistica Antverpiensis* 4 [1970], 137 und R. Cantagalli, *Con rispetto parlando. Semantica del doppiosenso* [Mailand 1972], p. 59) vor. Letzteres und merid. *leccaricotta* (De Blasio, *Nel paese...*, op. cit., p. 32) hätten von der Verfasserin in die Reihe der Essensmetaphern von Zuhälterbezeichnungen Aufnahme finden müssen als Ergänzung zu *magnaricotta* und römisches *magna-fr[egna]* (L. Zanazzo, *Saggio di vecchie parole del gergo romanesco dei Birbi, Usi, costumi e pregiudizi del popolo di Roma* [Turin 1908], p. 461 sowie *mucina-ricotta* [L. Zanazzo, *Saggio ...*, op. cit., p. 462] im Zusammenhang mit *mucinella*, p. 505). Onomatopoetisches *rucco-rucco* im Neapolitanischen ist zu verbessern in *rucche-rucche* (A. Altamura, F. D'Ascoli, *Lessico italiano – napoletano* [Neapel 1970], p. 165) mit jeweils unbetonten [ə] im Auslaut. Diese Assoziationen zum Liebesgurren der Tauben besteht auch bei etlichen Prostituiertenlexemen (E. Radtke, *Typologie des sexuell-erotischen Vokabulars des heutigen Italienisch* (Tübingen 1979), p. 241). Als onomatopoetische Zuhälterbezeichnung ist noch aus dem Senese *riffi-raffi* / *ruffi raffi* bei U. Cagliaritano, *Vocabolario senese* (Florenz 1975), p. 129 zu ergänzen. Mailändisches *macrò* als Französismus zu *maquereau* ist lediglich im 19. Jahrhundert als Euphemismus in den *gergo* gedrungen und heute völlig unbekannt. Unverständlich bleibt, weshalb Petrone sich stark auf veraltete und ungebräuchliche Wörter wie *acchiappamosche* oder *macrò* stützt, obwohl die Dialekte und die *gerghi* eine Fülle an Bezeichnungen bieten, von denen nur auf sehr wenige eingegangen wird, ohne daß die Selektionsbeschränkungen und Auswahlkriterien dargelegt werden. Somit dürfen ihre Erläuterungen nicht unbedingt Repräsentativität beanspruchen. Einzubeziehen wären beispielsweise Benennungen wie *gargagnan*, *pretur* (an., *Parole di gergo della mala vita torinese*, *APs* 36 [1915], 456), sard.-kal. *badzariotu* (M. L. Wagner, *Die festländisch-italienischen sprachlichen Einflüsse in Sardinien*, *ARom.* 16 [1932], 146), *ciacciac*, *battitacco*, *compà zoffeghin*, *garga*, *marcone*, *bombarda/bombardino*, *giatta*, *gigoulet*, *liccaburni*, *malfetta*, *minatore*, *'nnamurato*, *paranén*, *rocheté* / *rochetta* / *rochettone*, *ronzone*, *töff* (alle in E. Ferrero, *I gerghi della malavita dal '500 a oggi* (Mailand 1972), in Turin *sponghin* (Gec, *Vocabolari dla mala*, Turin [1972], p. 54) und *sgnappin* (R. Cantagalli, *Con rispetto ...*, op. cit., p. 159) u.v.a. mehr. Um typische Bildungen wortgeschichtlich zu ermitteln, müßte zunächst einmal das Wortfeld präziser erfaßt werden, was vor allem von einer gründlicheren Dokumentation des *gergo*-Materials abhängt. Überhaupt ist es als fragwürdig anzusehen, Begriffe für «sensale», «ruffiano», «paraninfo», «sensale dei cavalli», «sensale dei paesi di mare» zusammenzustellen, ohne daß Gemeinsamkeiten und Unterschiede in Wortbildung und Wortgeschichte gegenübergestellt werden; von *tipi lessicali* kann man in dieser sporadischen Auflistung jedenfalls nicht sprechen!

Insgesamt gesehen legen die Kongreßakten Zeugnis ab von der Vitalität der lexikalisch

³ Seltener bezeichnet auch *pappa* im *gergo romanesco* den Zuhälter.

orientierten Dialektstudien in Italien, die traditionsgemäß vor allem der Onomasiologie verbunden sind. Die aufgenommenen Untersuchungen würden noch mehr an Wert gewinnen, wenn man sich in Zukunft etwas stärker von den isolierten Einzeldarstellungen abwendet und eine größere Koordination in den Arbeitsschwerpunkten über einzelne Regionen hinweg anstrebt.

Edgar Radtke



ALBERTO ZAMBONI, *Veneto*, Pisa (Pacini) 1974, 98 p. + 1 disco; LUCIANO GIANNELLI, *Toscana*, Pisa (Pacini) 1976, 128 p. + 1 disco; VINCENZO VALENTE, *Puglia / Giovan Battista Mancarella, Salento*, Pisa (Pacini) 1975, 78 + 50 p. + 1 disco; GIUSEPPE FALCONE, *Calabria*, Pisa (Pacini) 1976, 108 p. + 1 disco (no. 5, rispettivamente 9, 15/16, 18 di *Profilo dei dialetti italiani*, a cura di M. CORTELAZZO).

Nel 1974 cominciavano ad apparire, per interessante iniziativa di Manlio Cortelazzo, i primi «Profili» dei dialetti italiani, giunti ora, a fine 1981, a comprendere dodici volumi: oltre ai qui recensiti, possiamo infatti contare su Piemonte e Valle d'Aosta (di chi scrive), Lunigiana (Maffei Bellucci), Abruzzo (Giammarco), Lucania (Lüdtke), Corsica (A. M. Melillo), Zingari (Soravia), Giudeo italiano (Massariello Merzagora) – a quanto ci risulta e se non abbiamo dimenticato nulla –, oltreché sulla *Carta dei dialetti d'Italia* di Pellegrini.

Si doveva trattare di una serie di rapide monografie regionali sullo *state of the art* dei dialetti italiani, affidate a specialisti delle singole situazioni, volta a colmare con un agile strumento preliminare una lacuna d'informazione che cominciava ad apparire sempre più sensibile in concomitanza con la progressiva perdita di vitalità dei dialetti. I quattro volumi qui presi in considerazione rappresentano in effetti, nel bene e nel meno bene, i caratteri con cui la collana si è sviluppata. L'eterogeneità di metodo, a stento mascherata dall'omogeneità dello stampino di presentazione dei materiali, vi è già evidente, e manifesta la trasformazione della serie da agile e sintetica illustrazione ragionata dei vari dialetti italiani a vera trattazione monografica di singole regioni e sub-regioni, fino ad arrivare per es., dalle meno che cento paginette dei volumi iniziali, alle 280 dell'Abruzzo. In questa evoluzione, i contributi hanno certo acquistato assai in completezza e ambizioni scientifiche, ma hanno perso ancor di più in termini di utilità pratica, finendo per snaturare gli obiettivi e la concezione della serie.

Mentre il volumetto di Zamboni spicca per lucidità e capacità di sintesi critica, e mentre la *Toscana* di Giannelli è sbozzata con accuratezza e grinta analitica, pur cominciando ad appesantirsi nel taglio e nelle dimensioni, ed entrambi i lavori sono condotti con grande serietà e auspicata modernità di metodo, già con il volume pugliese e quello calabrese le cose iniziano a presentarsi meno felicemente. È difficile trovarvi un filo continuo, al di là della mera struttura delle monografie (che vede un'introduzione con cenni geografici e sulla situazione generale dei dialetti, le caratteristiche fondamentali ai diversi livelli d'analisi del dialetto *koiné* o cittadino e delle principali varietà subregionali, e un'appendice di brani, raccolti e trascritti *ad hoc*, e di queste rappresentativi), e vien da domandarsi se davvero in Italia vi sia stato quel rinnovamento generale di principi e metodi della dialettologia, al contatto con le recenti teorie del linguaggio, che si è spesso auspicato e affermato.

Tuttavia, l'informazione sui dialetti è sempre la benvenuta, e fa salutare in ogni caso con interesse tutti i volumetti della collana, anche quando il puro e semplice accatastamento di materiali locali di vario genere prevalga sulla qualità della presentazione e interpretazione dei fatti. Un'ampia raccolta di forme e fenomeni non è, in dialettologia, mai inutile. Del

resto, è merito anche di quei «Profili» meno centrati, come potrebbero sembrare l'Abruzzo e il Salento, di fornire documentazione di prima mano e notizie aggiornate, oltreché sui caratteri tradizionali dei sistemi dialettali regionali e delle loro varietà, anche sulla loro vitalità e sui fenomeni di innovazione e standardizzazione che li toccano. Si perdonano quindi volentieri affermazioni come (*Salento*, p. 15) «... Il collettivo plurale è reso con l'aiuto di un avverbio di quantità: *l-érya, mota érya* ‘molta erba’ ...», *et similia*.

Gaetano Berruto



HEINZ WILLI WITTSCHIER, *Die italienische Literatur. Einführung und Studienführer – Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. München (Goldmann) 1977, 356 p. (Das wissenschaftliche Taschenbuch, Abteilung Geisteswissenschaften 23).

Das hier anzuseigende Buch besteht aus zwei Teilen. Der erste, «Einführung in die italienische Literatur» überschriebene Teil richtet sich an «alle diejenigen Leser, welche in literaturwissenschaftlichen Dingen nicht allzu erfahren sind, die jedoch den Wunsch haben, eine ihnen nicht bekannte Literatur kennenzulernen und sich dabei literarisch weiterzubilden» (p. 17). Die Absicht des Autors war es, «die Literatur Italiens aus dem engen und esoterischen Bereich der Italianistik zu lösen» (p. 18) und damit eine «gewissermaßen literaturosoziologische [gemeint ist wohl ‘allgemein verständlich machende’, ‘popularisierende’] Funktion zu erfüllen» (p. 17). Methodisch bekennt sich der Autor zu einem (im eigentlichen Sinne) literaturosoziologischen Ansatz, wenn er bedauert, daß «der Berücksichtigung italienischer Trivialliteratur Grenzen gesetzt [waren], weil dieser Bereich eben noch ziemlich wenig erforscht ist»; immerhin will er versuchen, «die sogenannte ‘hohe’ Literatur Italiens [...] in der Art und in dem Grad ihrer Wirklichkeitsbezogenheit, ihres gesellschaftlichen Reflexionsvermögens sowie ihres sozialen Verantwortungsbewußtseins zu erfassen, um somit die Notwendigkeit eines gesellschaftsorientierten Literaturverständnisses zum Ausdruck zu bringen» (p. 18). Was folgt, ist allerdings ein in gängiger Weise nach Jahrhunderten und weiter nach Autoren, Strömungen und Gattungen gegliederter, 166 Seiten füllender Abriß der Literaturgeschichte, bei dessen Beurteilung man dem Autor zugute halten muß, daß er mögliche Vorbehalte punkto Auswahl, Gliederung und Gewichtung des Stoffes in den «Vorbemerkungen» (p. 17–20) freimütig vorwegnimmt und sich einer einfachen und verständlichen Sprache befleissigt¹. Für diejenigen, «die bereits Kenntnisse von der italienischen Sprache und Literatur haben, die Italianistik studieren, sowie solche Leser, die überhaupt auf literaturwissenschaftlichem Gebiet tätig sind und ‘Informationen’ benötigen» (p. 17), ist der zweite Teil, der «Studienführer (Anmerkungen: Editionen, Sekundärliteratur, Erklärungen, Textbeispiele)» bestimmt. Auf 154 kleinbedruckten Seiten bietet er vor allem bibliographische Angaben, die leider nicht gewertet oder kommentiert werden, daneben eher spärliche zusätzliche Erklärungen und 26, nach «typologischen oder formspezifischen Gesichtspunkten» (p. 17) ausge-

¹ Einige unpräzise Ausdrucksweisen hätten allerdings vermieden werden sollen, desgleichen stilistische «Ausrutscher» wie die folgenden: «Morgante und sein Kumpf Margutte, die [...] mit ihrer spontanen und unflätigen Ausdrucksweise das ganze Geschehen [von Pulcis *Morgante*] rustikalisieren, es also lustig gröhrend [sic] an sich reissen, so daß ...» (p. 75), «Ariost [überragte] als Dichter die erste Hälfte des geistig und künstlerisch ungehemmt dahinfliessenden Cinquecento» (p. 85), «seine [Tassos] Furcht vor der nach dem Tridentinum die Herzen der Dichter rücksichtslos ausfegenden katholischen Kirche» (p. 100) und ähnliche mehr.

suchte Textbeispiele. Diese belegen mit wenigen Ausnahmen lyrische Formen, werden indessen weder übersetzt noch näher erläutert oder interpretiert, so daß ihre Funktion nicht recht ersichtlich ist. Äußerlich präsentiert sich der Studienführer als ungegliederte Folge von 480 durchnumerierte Anmerkungen, deren Stichwort zwar graphisch hervorgehoben wird, die jedoch gleichzeitig mit dem ersten Teil gelesen werden müssen, was ein ständiges Hin- und herblättern bedingt.

Einige einführende, überleitende oder zusammenfassende Bemerkungen, die Beibehaltung der den ersten Teil gliedernden Abschnitte und Unterabschnitte, der Verzicht auf «Fußnoten» zugunsten von Verweisen mittels Seitenzahlen (vom ersten auf den zweiten, wie vom zweiten auf den ersten Teil!) hätten aus dem «Studienführer» einen im Zusammenhang lesbaren Text gemacht. Ein Register der Autoren von Primärtexten und ein Sachregister beschließen das Buch, welches dem deutschsprachigen Leser, dem die italienische Sekundärliteratur nicht ohne weiteres zugänglich ist, trotz Vorbehalten empfohlen werden kann und welches bereits 1979 in 2., unveränderter Auflage bei Niemeyer in Tübingen erschienen ist.

René Specht



Voices of Conscience. Essays on Medieval and Modern French Literature in Memory of James D. Powell and Rosemary Hodgins, edited by RAYMOND J. CORMIER, Philadelphia (Temple University Press) 1977

Diese *Voices of Conscience* bilden – der Natur des Sammelbandes entsprechend – einen mehrstimmigen Dialog, der hier um fünf Hauptthemen kreist. Um das Stichwort *Text/Context* gruppiert der Herausgeber einleitend vier sprachwissenschaftliche Arbeiten aus dem Bereich des Altfranzösischen. Willa B. Folch-Pi schlägt da lat. *BALSAMA* als Etymon für *baume/balma* ('Grotte') vor, wobei der Sachbezug einerseits durch die Maria Magdalena-Legende gegeben wäre, welche die zwischen Toulouse und Marseille gelegene Sainte-Baume-Grotte zur Einsiedelei dieser Heiligen erklärt, die Frankreichs Süden zum Christentum bekehrt haben soll, andererseits durch den Umstand gestützt würde, daß Salböl als festes Attribut der Sainte Marie-Madeleine gilt. – Im Gegensatz zur geläufigen Auffassung, in der Wendung «dites me bzw. moi tost» erlaube die Wahl des Personalpronomens eine geographische Zuweisung des Syntagmas, sieht sodann Diana Teresa Mériz in der die unbetonte Form bevorzugenden Formulierung vielmehr eine stilistische Alternative. – Als weiteren Beitrag steuert Glyn S. Burgess eine ausführlich dokumentierte Studie bei, in der das semantische Feld der Begriffe *contenance* und *contenant* für die altfranzösische Literatur des 12. Jahrhunderts abgesteckt wird, während William L. Hendrickson im sechssilbigen «vers orphelin», wie er im *Garin de Monglane* vorkommt, einen integrierenden Bestandteil der Laisse erkennt, der sowohl musikalische als auch erzählerische Funktionen erfüllt.

Die zweite Abteilung des Bandes stellt vier Untersuchungen unter das Motto *Word/Geste*. Aufgrund eines Vergleichs zwischen zwei großen Sequenzen aus der *Chanson de Roland* – der ersten Beratungsszene (Laissen 8 bis 26) und Ganelons Prozeß (Laissen 276 bis 296) – erkennt William W. Kibler insofern eine ideologisch bedingte Analogie zwischen Roland und Thierry, als Thierrys Sieg im Zweikampf gegen Pinabel zugleich das Zeichen für Gottes Billigung von Rolands Verhalten bei Roncevaux darstellt. – Einem weiteren Epos, *Aliscans*, wendet sich nunmehr Friederike Wiesmann-Wiedemann zu, in dem sie die Beziehungen zwischen Aufbauformen, Figuren und Thematik in dieser *chanson de geste* analysiert. – Vor dem Hintergrund ihrer zeichenhaften Bedeutung im höfischen Roman beleuchtet an-

schließend Donald Maddox die Jagdszenen aus der *Estoire de Griseldis*, dem wohl ersten ernsten französischen Drama ohne religiösen Gehalt. – In das Gebiet der Hagiographie führt darüberhinaus Harry F. Williams den Leser, indem er die von Denomy 1939 publizierte Brüsseler Achtsilbler-*Vita* der Heiligen Barbara mit den inzwischen vom Verfasser selbst veröffentlichten Lebensbeschreibungen (Ms Avignon, Musée Calvet 615 und BN 975) vergleicht.

Vier Motivstudien ist die dritte Abteilung gewidmet. Da geht zuerst Herman Braet dem Liebestraum in der höfischen Epik nach; seine Studie bietet nicht nur ein vielfältiges Textcorpus sondern auch erhellende Interpretationsansätze, aus denen überzeugend hervorgeht, daß im Gegensatz zur *chanson de geste* und zum Heiligenleben der höfische «rêve d'amour» weniger als Offenbarungsraum erscheint, als vielmehr zum psychologisch deutbaren Individualtraum wird. – Im Mittelpunkt der Betrachtungen, die A. R. Press vergleichend zu Guillaume IX und Chrétien de Troyes vorlegt, steht das Motiv der geheimen Liebe. Im Unterschied zur lyrischen *celer*-Thematik, die zu den Verhaltensregeln der *fin'amors* gehört, sieht der Verfasser in der geheimen Liebe ein Motiv, das sowohl dem Troubadour als auch dem Dichter des *Erec* als mit der *joi*-Vorstellung unvereinbar erscheint, indem beide «concealed love» bestenfalls als Irrtum, schlimmstenfalls als unwürdige Verblendung entlarven. Merkwürdig bleibt dabei, daß der Verfasser, der gerade auch auf *Cigés* eingeht, darauf verzichtet, den *Tristan*-Roman zuzuziehen, der doch bestens geeignet wäre, seine These zu stützen. – Bérouls *Tristan*-Fassung bildet anschließend den Gegenstand von Betrachtungen, die Douglas Kelly unter dem Gesichtspunkt der Motivwiederholung und der «narrative bifurcation» der Erzähltechnik dieses *trouvère* widmet. – Die Abteilung *Motif/Image* rundet ein höchst aufschlußreicher Aufsatz Daniel Poirions ab, der sich nochmals Percevals Blutstropfenmeditation zuwendet, um die Blutstropfen im Schnee als Ideogramm sowohl vor dem Hintergrund eines historisch bestimmten «contexte culturel» zu deuten als auch strukturell in Verbindung mit der Graalsprozessionsszene. Ohne sich leichtfertig auf psychokritische Spekulationen einzulassen, betont dabei Poirion zwei Faktoren, die in diesem Zusammenhang bisher wohl doch zu wenig beachtet wurden: Chrétiens Kunsterstand als Romancier sowie die Spiegelungen seiner Erfahrungen als mittelalterlicher ‘Individualträumer’.

Die beiden letzten Arbeiten zur altfranzösischen Literatur bringt die vierte Abteilung unter der Überschrift *Bower/Masque*. Zunächst beschreibt hier Nathaniel B. Smith die Protagonisten der *chantefable* von *Aucassin et Nicolette* als Anti-Helden, das Werk selbst als «a sort of intermediate stage between the waning courtly romance and the rising genre of the fabliau» (p. 179). – Sodann unternimmt es Barbara M. Craig, die Episode des *Sacrifice d'Abraham* aus dem *Mistere du Viel Testament* zu erörtern: sie hebt dabei die religiöse Bedeutung des Stücks hervor, dessen Aufbau für spätere Dramatiker Modellcharakter behalten sollte.

Das Stichwort *Conscience* bildet aus dem Blickwinkel des Herausgebers den gemeinsamen Nenner für die vier Essays zur neueren Literatur Frankreichs. Wenn einleitend James F. Hamilton Stendhals Julien Sorel als romantischen Helden darstellt, so steht diese Betrachtungsweise zweifellos auch mit dem Text selbst im Einklang; uneinsichtig bleibt freilich, wieso Juliens «romantic identity» in der Überwindung der ‘Maschine’ zum Ausdruck komme, deren emblematische Präsenz der Verfasser sowohl in der Guillotine artikuliert sehen will als auch in Verrières Tuchmanufakturen und Nagelfabrik, ganz besonders jedoch in der Sorelschen Sägemühle. – Komparatistisch geht Leo Weinstein in einer Untersuchung vor, die Charles Bovarys nächtliche Arztvisite bei Emmas Vater mit Kafkas Erzählung *Ein Landarzt* vergleicht. Obschon sich bisher in Kafkas Papieren kein Hinweis auf *Madame Bovary* finden ließ (doch mag die nunmehr im S. Fischer-Verlag angekündigte kritische Kafka-Ausgabe neue Einsichten vermitteln), gelingt es Leo Weinstein dennoch, im *Landarzt* die Ver-

arbeitung von Flaubert-Reflexen als nicht unwahrscheinlich darzustellen. – Einen vielfältigen, allerdings perspektivisch sehr verkürzten Überblick über die Art und Weise, wie das neuere französische Theater sich mit religiösen Problemen auseinandersetzt, vermittelt Charlotte F. Gerrard, indem sie Autoren wie Cocteau, Sartre, Claudel, Maulnier, Jules Renard, Ionesco, Beckett, Adamov und Jean Genet nach dieser Thematik befragt. – Unter dem Titel *In Search of the Crystal* entwirft abschließend im letzten Beitrag dieser Abteilung und zugleich des ganzen Bandes Mary Ann Caws an Hand von einschlägigen Texten Artauds, Mallarmés, Duchamps, Bretons, Tzaras, Picabias, Bonnefoys, Eluards und René Chars eine faszinierende Poetik der Wort-Alchimie, deren Grundsätze in der Nachfolge Rimbauds die literarischen Verfahren von Surrealisten und Dadaisten wie auch mancher neuerer Lyriker bestimmen.

Mögen auch die von den erwähnten Forschern aufgeworfenen Fragestellungen und vorgeschlagenen Problemlösungen von unterschiedlich bedeutsamer Tragweite sein, *Voices of Conscience* bleibt eine zum Gedenkband gewordene Frstschrift, welche die Vitalität der amerikanischen Romanistik erneut beweist.

Kurt Ringger



HELMUT PETER SCHWAKE, *Der Wortschatz des «Cligès» von Chrétien de Troyes*, Tübingen (Niemeyer) 1979. xxi + 824 p. (Beih. ZRPh. 149).

Cette thèse, dirigée encore par R. Hallig et pratiquement rédigée avant la mort de celui-ci en 1964, est conçue comme un vaste index de «significations de concepts», elle veut être une mise en pratique, après de longues années de discussions théoriques, de l'ouvrage de Walther von Wartburg *Begriffssystem als Grundlage für die Lexicologie*, publié en 1952 et réédité en 1962. L'auteur n'a pas suivi le «classement d'après les radicaux» proposé par Hans-Erich Keller, mais il a tenu compte des synonymes, qui sont souvent de simples variations formelles ou expressives, il a eu soin de donner chaque fois qu'il était nécessaire des exemples qui permettent au lecteur de se rendre compte de la signification exacte d'un mot. Comme le titre l'indique, H. P. Schwake ne prend en considération qu'une seule œuvre, *Cligès*, et il consacre près de sept cents pages au vocabulaire de ce roman de Chrétien de Troyes. Son étude comprend trois grandes divisions: I l'univers; II l'homme; III l'homme et l'univers; il suit, dans la mesure du possible le «Plan des Begriffssystems» de Hallig et von Wartburg. C'est une gageure de vouloir résumer cette volumineuse étude qui compte des milliers d'entrées et 1136 notes, une vaste bibliographie (p. 683–750), un index alphabétique (p. 753–824) en quelques mots. L'apport de H. P. Schwake dans le domaine de la lexicologie de l'ancien français est remarquable et dès maintenant la consultation de cette thèse magistrale deviendra indispensable pour tout médiéviste qui s'intéresse à la langue du XII^e siècle et à celle de Chrétien de Troyes en particulier.

Marie-Claire Gérard-Zai



VIRGINIA MERLIER, *Édition préliminaire du «Roman de Guillaume d'Angleterre» attribué à Chrétien de Troyes*, Diss. University of Pennsylvania, 1972, XII + 231 p. (University Microfilms Int., Ann Arbor, Michigan)

Der Text des *Guillaume d'Angleterre* ist in lediglich zwei Handschriften überliefert. Das Manuskript *P* (BN Paris, f. fr. 375) wurde 1840 erstmalig von Francisque Michel kommentarlos ediert; die durch diesen Umstand erforderlich gewordene Neuausgabe – nun mit den ent-

sprechenden Materialien und einem kritischen Apparat versehen – wurde 1927 von Maurice Wilmette besorgt. Das Manuskript C (St. John's College, Cambridge, B9) veröffentlichte Wendelin Foerster 1899. Hierbei fanden jedoch editorische Prinzipien Anwendung, die bald einige Kritiker auf den Plan riefen; denn die vom Herausgeber bei vermuteten Lücken vorgenommenen Interpolationen beruhen nicht nur auf Vergleichen mit der Handschrift Paris, sondern leider auch auf reinen Konjekturen. Umstritten bleibt ebenfalls die benutzte, vereinheitlichende Orthographie, die einem für den champagnischen Dialekt eigens erarbeiteten Sprachstand folgt. Alle textologischen Fragen und Manuskriptbeschreibungen werden in der vorliegenden Edition sorgsam abgehandelt (p. 1–5). Unberücksichtigt bleiben ein inhaltlich entfernt verwandter *Dit de Guillaume d'Engleterre* sowie zwei spätere spanische Bearbeitungen, die *Estoria del rrey [sic] Guillermo de Ynglaterra* (14. Jh.) und die *Chronica del rey don Guillermo* (16. Jh.), wovon die erstere als verkürzte Prosaübersetzung des altfranzösischen Urtextes gelten darf. Diese drei Texte hätten zumindest vollständigkeitshalber aufgeführt werden können.

Die einzige konsequente Folge, die sich aus dem kurz skizzierten Editionsstand für Virginia Merlier ergab, bestand darin, die Handschrift Cambridge nun *erstmalig wortgetreu* wiederzugeben (p. XI–XII). Natürlich folgt sie damit auch einem immer stärker zu beobachtenden Trend, bei dem nicht nur eine größere Wertschätzung der mittelalterlichen Vorlage zum Ausdruck kommt, sondern bei dem man auch durch den bewußten Verzicht auf subjektive Eingriffe in die Handschrift eine gleichsam faksimilierte Ausgabe für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung stellen will. Die Beurteilung des Textes (p. 23–149) erhält hier also das Hauptgewicht. Da sich dessen Richtigkeit nur bei Vorlage des handschriftlichen Originals oder einer Kopie ermitteln ließe, muß dem jeweiligen Herausgeber ohnehin paläographische Kompetenz eingeräumt werden. Lediglich Vergleiche mit den bereits vorliegenden Ausgaben von *P* und *C* würden im vorliegenden Fall einen einigermaßen gesicherten Eindruck von der Zuverlässigkeit des Textes vermitteln. Dies ist durch den Rezessenten bei mehreren Passagen stichprobenartig geschehen (dieser arbeitet gegenwärtig an der Übersetzung des *Guillaume d'Angleterre* für die «Klassischen Texte des romanischen Mittelalters»); das Ergebnis ist eine äußerst sorgfältige Ausgabe. Als weniger zufriedenstellend erwies sich der Anmerkungsteil (p. 154–174), der hauptsächlich die orthographischen Eigenarten des Kopisten auflistet und kommentiert. Ähnlich verhält es sich mit dem Glossar (p. 175–227), in das nur solche Lexeme Eingang finden, die sich hinreichend von ihren neufranzösischen Entsprechungen unterscheiden. Auf Grund welcher Kriterien allerdings die Grenze zwischen alter und neuer Form gezogen wird, läßt sich nicht ermitteln. Man muß sich auch fragen, ob nicht semantische Faktoren dabei völlig außer acht gelassen wurden. Gerade hier kann es für den ungeübten Leser zu Mißverständnissen kommen; beispielsweise wird er lange dazu brauchen, um festzustellen, daß *traveillier* (V. 478) in manchen Kontexten auch «Geburtswehen bekommen» bedeuten kann. An dieser Stelle wäre also die gleiche Sorgfalt vonnöten, mit der bereits der handschriftliche Text transkribiert wurde. Doch es sind weitere flankierende Materialien vorhanden: ein Namensverzeichnis (p. 228–231), eine gut sortierte Bibliographie (p. VI–X) sowie eine inhaltliche Zusammenfassung des *Guillaume d'Angleterre* (p. 6–8) nebst einer umfassenden Darstellung von Meinungen und Gegenmeinungen zur Autorschaft des Chrétien de Troyes, die teils auf inhaltlich-thematischen, teils aber auch auf subtilen lexikalischen Vergleichen mit anderen Werken des Autors fußen (p. 9–22). Mit gleichem Eifer – und mit gleichem Mißerfolg – versucht man bereits seit Jahrhunderten, einem spanischen Autor des 16. Jahrhunderts die Vaterschaft am *Lazarillo de Tormes* anzuhängen.

Der Titel der Textausgabe schließlich verwirrt ein wenig, da Virginia Merlier den *Guillaume d'Angleterre* als Roman ausweist. Hätte sie einfach den von der Handschrift gebotenen Titel übernommen, nämlich *La Vie Saint Guillaume, Roy d'Angleterre*, hätten sich bereits Hin-

weise auf die Berechtigung von hagiographischen Interpretationsansätzen mancher Forscher ergeben. Obschon die Dissertation seit nahezu einem Jahrzehnt als «édition préliminaire» vorliegt, ist noch keine «édition définitive» erschienen. Bei Beseitigung der angesprochenen Mängel könnte jedoch eine Ausgabe entstehen, die den Vergleich mit Foerster und Wilmotte nicht zu scheuen brauchte. Es ist bedauerlich, daß der Text nur als Privatabzug vom Mikrofilm verfügbar ist. Dieser Zustand sollte bald geändert werden.

Heinz Klüppelholz



THOMAS E. KELLY, «*Le Haut Livre du Graal: Perlesvaus*. A Structural Study», Genève (Droz) 1974 (*Histoire des idées et critique littéraire* 145).

Auf der Überzeugung fassend, daß trotz seiner zyklischen Einbettung der *Perlesvaus* «stil possesses a recognizable structure which can be described and interpreted independently» (p. 31), widmet Kelly die zweite und die dritte Abteilung seiner Monographie je der Untersuchung der «narrative Structure» (p. 37–89) bzw. der Erörterung der «thematic Structure» (p. 91–193) dieses Prosaromans, den er zeitlich im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts ansiedelt. Diese verhältnismäßig frühe Datierung gehört zu den Ergebnissen, die Kelly unter dem Titel «historical Considerations» (p. 9–36) in der ersten Abteilung seines Buchs vorlegt. Hier geht er ausführlich auf die im engern Sinn historischen Fragen ein, die *Perlesvaus* aufwirft: die Frage der Entstehungszeit; die Entstehungsbedingungen (Kelly sieht «a cleric», der «was most probably not in major orders», für «a secular audience of lords and knights» [p. 19–20] schreiben); die Beziehungen zum Graal-Zyklus. Was den letzteren Punkt betrifft, so leugnet Kelly selbstverständlich keineswegs, daß «the *Perlesvaus* is both, a continuation of an earlier work and the prelude to an announced sequel of its own» (p. 24), geht aber von der Hypothese aus, *Perlesvaus* lasse sich als ein in sich schlüssig organisiertes Erzählwerk verstehen.

Die literarische Organisation des *Perlesvaus* spiegelt sich zunächst im Aufbau als «the architectonic qualities of the composition considered as a whole» (p. 37); Kelly benützt mithin den Begriff «structure» mit Paul Zumthor zur Bezeichnung von «structures d'ensemble» (p. 37). Dazu gehört zunächst die Darstellung des Romanpersonals, das um zwei Pole kreist (die Graal-Familie einerseits, der Artushof anderseits); sodann die Beschreibung der Topographie, in welche sich die zweigeteilte Handlung (I: Zeilen 1 bis 6271, II: Zeilen 6272–10192) eingefügt findet und aus der hervorgeht, daß «the function of *locus* in the construction of the plot is that they offer clear evidence of our author's concern for giving physical coherence to his composition» (p. 62). Die elf Sequenzen erweisen sich nämlich deutlich als bewußt bestimmten Spielorten zugewiesen. Als dritten Aspekt untersucht Kelly in diesem Zusammenhang den Zeitraster, in den die Handlung eingebettet ist; dabei fördert diese Analyse auch verbindliche Kriterien zu Tage, welche zur Stützung der Auffassung von der «bipartite form» (p. 85) des *Perlesvaus* dienen; eine Aufbauform, in der Reto R. Bezzola schon 1947 im Gefolge Kellermanns bei der Analyse *Erecs* förmlich ein Muster mittelalterlichen Erzählens erkannt hatte.

Entgegen den Erwartungen, welche die Kapitelüberschrift erwecken mag, entwirft Kelly im dritten Teil keine thematische Lektüre im Sinne des neueren *critique thématique*-Verständnisses. Bei seiner Erörterung der «thematic structure» handelt es sich vielmehr um eine Darstellung dessen, was man als den «geistigen Gehalt» der in Romanform erzählten Ereignisse bezeichnen könnte: «the *Perlesvaus* can be described as the tuning of the materials of Arthur-

rian romance to the demands of the moment: the period of the Crusades. Christian doctrine fuses with the *matière de Bretagne* in a glorification of crusading chivalry» (p. 180). Diesen Gehalt lässt die allegorische Auslegung des Romantextes nach den Deutungsmethoden des mehrfachen Schriftsinns mühelos in Erscheinung treten. In solcher Optik, die – wie Kelly wohl zu Recht betont – im *Perlesvaus*-Text selbst explizit vorgegeben ist (p. 93), versteht sich «the Arthurian kingdom» als «the fictional representation of Christian society» (p. 174), und der «general symbolism of plot and situation» beruht auf dem Gedankengut der christlichen Heilslehre.

Seiner gut dokumentierten, klar aufgebauten und sehr lesbar geschriebenen Monographie¹ fügt Kelly eine nützliche Auswahlbiographie bei sowie fünf Abbildungen mittelalterlicher Miniaturen, die auf willkommene Art und Weise zur Veranschaulichung abgedeckter Gegenstände beitragen.

Kurt Ringger



RUTEBEUF, I: *Poèmes de l'infortune et Poèmes de la Croisade*. Traductions et études par JEAN DUFOURNET, préface de ROBERT SABATIER, Paris (Champion), 1979, 186 p. (*Traductions des Classiques Français du Moyen Age* 28)

Il s'agit du premier volume d'un ensemble constitué de quatre volumes, après celui-ci dédié aux Poèmes de l'infortune et de la Croisade, le second sera consacré aux pièces religieuses et comportera une étude sur Rutebeuf et la religion, le troisième sera réservé aux poèmes de l'Eglise et de l'Université, outre un dossier sur la querelle des moines mendiants et une longue analyse des thèmes poétiques de Rutebeuf; le quatrième et dernier concernera les pièces à rire. Ces ouvrages voudraient étendre le trésor médiéval à la connaissance des esprits cultivés et à l'honnête homme.

Dans l'élogieuse préface de Robert Sabatier (p. 9–11), celui-ci révèle que «le premier regard que l'on porte sur l'œuvre de Rutebeuf permet de découvrir un créateur au plus large registre qui, à la source vive de l'humanité, offre un univers communicable. (...) Chez lui la poésie peut devenir une arme puissante, révolutionnaire, au service de l'université nouvelle, donc de l'homme nouveau. (...) Affirmant la présence et la force de l'homme seul tout en recevant la pensée philosophique et théologique la plus avancée, il est en avance sur son temps de quelques siècles.»

Une introduction présente Rutebeuf, poète de l'actualité, témoin de son temps dont le caractère disparate de l'œuvre frappe le lecteur. On trouve tous les tons, tous les genres chez Rutebeuf. Jean Dufournet conserve la division des éditeurs Ed. Faral et J. Bastin (*Oeuvres complètes*, 2 vol. Paris 1959–1960): 1) Poèmes de l'Université et des ordres mendiants. 2) Poèmes des Croisades. 3) Poèmes de l'infortune. 4) Pièces pieuses. 5) Pièces à rire. Le surnom de notre poète n'est pas facile à interpréter: en effet, ce *rude bœuf* semble le désigner comme un lourdaud paresseux, comme un grand dormeur indolent ou comme dur à la tâche. «Mais déjà M. Delbouille, rappelant la forme *Rustebœuf*, y reconnaît un *ruiste boeuf*, c'est-à-dire un bœuf impétueux ou violent, formule plaisante, qui, eu égard à l'incompatibilité de ses deux composants, ressortit à la fatrasie, fondée sur des incompossibilités et quasi contemporaine de Rutebeuf. Quoi qu'il en soit de l'ambiguité, sans doute voulue, de ce nom, c'est un élément important du code imaginaire que propose Rutebeuf, le présentant avec force jeux étymologiques.» (p. 15)

¹ Vgl. auch ELSPETH KENNEDY, *Medium Aevum* 46 (1977), 140–144 und KARL D. UITTI, *Speculum* 52 (1977), 703–704.

L'auteur rapproche les poèmes de l'infortune (Le guignon d'hiver, le guignon d'été, le dit des gueux de Grève, le mariage de Rutebeuf, la métamorphose de Renard, le dit d'Aristote, la pauvreté de Rutebeuf, De Brichemer, etc.) des confessions souvent amères des clercs vagants ou goliards, clercs déclassés qui chantent le plaisir, le vin, l'amour, la liberté (*Carmina Burana*), des réflexions désabusées de Colin Muset redoutant les sarcasmes de sa femme lorsqu'il rentre la bourse mal garnie, des facéties et des pleurs, de la misère physique et morale de Villon. Rutebeuf s'étend longuement sur le thème du mariage, sujet fort répandu, celui de la ruine de l'homme par le mariage, écho des courants antimatrimoniaux et antiféministes. Thème goliardique aussi, celui du pauvre clerc malheureux sur lequel s'est greffée l'affaire des clercs *bigames*, c'est-à-dire remariés, qui de ce fait, perdent leurs priviléges; Adam de la Halle, dans le *Jeu de la Feuillée* s'en fait l'interprète. Rutebeuf s'adonne à une parodie des thèmes courtois, souvent intégrée au thème plus large de la pauvreté; le mariage malheureux marque une rupture et le début d'une déchéance, la pauvreté de sa femme (*Mariage*, v. 30) a entraîné la sienne (v. 33–34), décadence ridicule, antithétique de l'ennoblissement courtois. Jean Dufournet conclut: «Si tous ces poèmes, qui sont de véritables mises en scène de la pauvreté, relèvent d'une esthétique théâtrale, l'organisation des textes reste rigoureuse: ce sont pour la plupart des argumentations bien que Rutebeuf privilégie le rythme et les images, en sorte que le rire et la poésie lui évitent l'écueil d'une lamentation sans intérêt pour le public.» (p. 41) Le poète a recours à l'humour et à la dérision qui deviennent des traits distinctifs de son rôle littéraire. Jean Dufournet accompagne la traduction des onze poèmes de l'infortune de notes succinctes; vu la brièveté des textes, le lecteur regrettera de ne pas trouver le texte original, en ancien français, et ceci surtout pour les passages qui prêtent à discussion et pour lesquels plusieurs traductions sont possibles et même souhaitables. La présence du texte original aurait permis d'utiliser ce petit ouvrage à des fins didactiques, à l'usage d'étudiants universitaires par exemple.

Le deuxième volet du premier volume est consacré aux poèmes de la Croisade. Cet événement capital de la chrétienté médiévale qui marque le transfert du centre de la civilisation de Byzance et de l'Arabie en Occident a été exalté non seulement par les prédicateurs mais aussi par les chansons qui, certes, reprennent inlassablement les thèmes et les comparaisons des sermons, mais témoignent de l'époque et du milieu qui les ont suscitées. Les douze poèmes traduits par Jean Dufournet reflètent les idées communément admises que la Croisade, au carrefour de la foi chrétienne et de la féodalité, est fondée sur un certain nombre de croyances et d'archétypes («prendre la croix» signifiait participer à un pèlerinage, à un «voyage»), sur un certain nombre de vertus du Christ, représentées par quelques groupes privilégiés (retrouver la pureté et l'innocence de l'enfant – lutte contre ses péchés en luttant contre les Infidèles – abandon de ses richesses pour le Christ afin de s'assurer le Paradis – l'imitation du Christ rend à l'homme sa pureté à travers la pauvreté et la souffrance), finalement la Croisade s'est modelée sur le service féodal: le Christ est le suzerain de la Terre Sainte, injustement attaqué par les Sarrasins, le Croisé a conclu un marché avec le Christ qui est la source de son salut; il recevra le salaire du Paradis en échange de ce service. Une autre idée-phare de Rutebeuf est celle de la Croisade minée par les forces dissolvantes du siècle. Il a, ainsi que ses contemporains, l'impression de vivre une époque de décadence; mais il s'agit d'un lieu commun que l'on retrouve durant tout le Moyen Age, dès la *Vie de saint Alexis*. Dans un premier temps, la Croisade est pour le chevalier l'occasion de son accomplissement qui, outre l'honneur, lui apportera l'amour de sa dame. La Croisade devient donc une partie intégrante de la courtoisie. Mais par la suite, l'amant est désespéré de partir, parce que son amour est, loin d'être renforcé, menacé par les rivaux et le temps qui s'écoule; il doute de sa loyale compagne, il est hanté par la certitude de la mort, du malheur et de l'oubli. D'autre part, l'esprit de la Croisade se désagrège, elle se politise, elle est détournée de son but premier et l'on assiste au dévelop-

ment des appétits de jouissance et de richesses; de là des scandales financiers dans l'utilisation des fonds et le refus des riches de participer à une entreprise dangereuse. Dans la *Chanson de Pouille* et dans la *Complainte d'Outremer*, Rutebeuf stigmatise le goût du gain, de la richesse et du confort parmi les prélats et les moines. Une déviation plus dangereuse encore fausse le sens de l'honneur chevaleresque: les écuyers et les nobles usent leurs forces dans les tournois et les querelles intestines.

Au cours du XIII^e siècle, se développe une forte activité de prédication, on rédige des manuels à l'usage des prédicateurs, on y rassemble arguments et exemples: le problème est celui-ci, comment relancer la Croisade? Rutebeuf, propagandiste, s'insère dans ce courant, il prêche la Croisade, œuvre sainte à laquelle chaque chrétien doit apporter son concours; son action sera poétique, car il n'est pas homme de guerre. Nous emprunterons la conclusion au texte d'introduction de Jean Dufournet: «Ces poèmes reflètent le vieux rêve médiéval de l'unité universaliste que la réalité dément, faisant éclater les cadres de la société médiévale. De là, l'éloge du passé et le sentiment d'une déchéance chez cet homme d'autrefois qu'est Rutebeuf comme chez Jean de Meun, le héros d'une société plus libre et plus égalitaire.» (p. 117) Deux annexes terminent ce petit ouvrage: les grandes dates de la seconde moitié du XIII^e siècle (p. 173–179); et des indications bibliographiques (p. 181–184).

Les stimulantes pages d'introduction de Jean Dufournet et la traduction des textes de Rutebeuf du premier volet de cette série laisse bien augurer pour la suite, on regrettera d'autant plus de ne pas trouver les textes originaux.

Marie-Claire Gérard-Zai



PIERRE-YVES BADEL, *Le Roman de la Rose au XIV^e siècle*, Etude de la réception de l'œuvre, Genève (Droz) 1980, XIII + 534 p. (*Publications romanes et françaises* 153).

Diese noch von J. Frappier angeregte thèse d'Etat war ursprünglich als Untersuchung über den Einfluß des Rosenromans in der französischen Literatur bis zum 16. Jahrhundert geplant (p. VII); es stellte sich aber heraus, daß die Züge, die man im allgemeinen als die kühnsten Neuerungen Jeans de Meun betrachtet, im 14. Jahrhundert keine Folgen zeitigen (p. VIII), so daß es problematisch wird, von Einflüssen zu sprechen. Badel hat daher seiner Untersuchung ein anderes Ziel gesetzt: die Rezeption des Rosenromans im 14. Jahrhundert soll analysiert werden (p. IX). Trotz dieses Terminus, der eine Verbindung zur rezeptionsästhetischen Betrachtungsweise von Hans Robert Jauß und seinen Schülern nahelegen könnte, ist es ein durchaus traditionelles Buch, in dem zahlreiche Texte nacheinander vorgestellt und unter dem Gesichtspunkt möglicher Verbindungen zum Rosenroman analysiert werden (mit vielen Zitaten); neuere, z.B. auch sozial- oder mentalitätsgeschichtliche Methoden haben keine Spuren hinterlassen, was sicher auch daran liegt, daß die Ausarbeitung des Buches sehr viel Zeit in Anspruch genommen hat¹.

Das erste Kapitel (p. 1–54) behandelt einige Probleme der Interpretation des Rosenromans selbst: «la conception de l'allégorie, les relations entre les deux parties du *Roman*, la distribution du texte entre plusieurs personnages, la portée du sermon de Genius, le milieu culturel où écrit Jean de Meun, l'unité du *Roman*» (p. 13). Darüberhinaus setzt sich Badel

¹ Als 1965–1970 F. LECOYS neue Rosenroman-Ausgabe erschien, war BADELS Untersuchung schon so weit fortgeschritten, daß es ihm nicht mehr möglich schien, die Zitate umzuschreiben (cf. p. XIII).

mit den Rosenroman-Deutungen von A. Gunn (1951) und J. V. Fleming (1969) auseinander (p. 2–12); lieber hätte man freilich eine Stellungnahme z. B. zu den in den letzten Jahren veröffentlichten Interpretationsvorschlägen von K. A. Ott (in der Bibliographie, p. 515, nicht genannt) gelesen.

Im zweiten Kapitel (p. 55–114) versucht Badel, die *Lecteurs du XIV^e siècle* des Rosenromans genauer zu bestimmen: Er geht dabei aus von den Hinweisen auf Besitzer von Rosenroman-Hss. im 14. Jahrhundert, stellt dann die Erwähnungen des Autors Jean de Meun zusammen und behandelt Legenden, die sich mit seinem Namen verbinden, ehe er beispielhaft die Präsenz des Rosenromans in den Werken von Gilles Li Muisis, Guillaume Machaut und Eustache Deschamps untersucht.

Der Hauptteil des Buches (Kapitel III–VII) behandelt die wichtigsten Themen des Rosenromans, wie sie sich in der Literatur des 14. Jahrhunderts spiegeln: *La forge de nature* (p. 115–133; u. a. zu Jean Condé); *Culte et mépris de la femme* (p. 135–205; *Ars amatoria*-Übersetzungen, Mathéolus, Jean Le Fèvre, etc.); *Le chapitre de Faux Semblant* (p. 207–262; *Roman de Fauvel*, *Renard le Contrefait*, etc.); *Miroir de vie humaine* (p. 263–330; *Les Echecs d'amour*, *Les Echecs amoureux*, *Le Chevalier errant* von Thomas III de Saluces, «long roman de chevalerie, mais aussi essai sur l'amour, la politique et la religion», p. 330; der noch unedierte Text wird p. 316–326 analysiert, mehrere längere Zitate); *Songes et apparitions* (p. 331–409; Guillaume de Digulleville, Philippe de Mézières, etc.). Das Schlußkapitel (p. 411–489) behandelt die Querelle du Roman de la Rose².

Die *Conclusion* (p. 491–505) verbindet einen Überblick über die Rosenroman-Rezeption im 15./16. Jahrhundert (p. 491–496) mit der Zusammenfassung der erzielten Ergebnisse (p. 496–505): Das Werk von Guillaume de Lorris und Jean de Meun vermittelt dem 14. Jahrhundert vor allem eine «écriture allégorique» (p. 498), die aber – anders als bei Jean de Meun – vor allem orthodoxen Inhalten dienstbar gemacht wurde; die in der Nachfolge des Rosenromans stehenden Werke «ne lancent ni idées ni défis. Elles n'apportent pas de nouveautés vraies. Elles ne sont pas d'aventures» (p. 498) – man wußte (oder ahnte) es seit langem. Interessanter ist der Hinweis auf die «demi-savants, des latinistes intégrés au monde profane des cours princières et des cours de justice» (p. 502) als Leser des Romans: Für sie ist dieser «texte de la frontière» zwischen Latein und Volkssprache (p. 503) «une voie d'accès à la latinité» (p. 502). Der Gedanke verdient festgehalten zu werden.

Albert Gier



WILLIAM CALIN, *A Poet at the Fountain: Essays on the Narrative Verse of Guillaume de Machaut*, Lexington (University Press of Kentucky) 1974, 263 p. (*Studies in Romance Languages* 9).

William Calin versteht seine Untersuchung über den Erzähler Guillaume de Machaut als einen Forschungsbeitrag zu einem Jahrhundert der französischen Literatur, das bis zum Beginn der 60er Jahre ungerechtfertigterweise vernachlässigt wurde. In der Tat füllt seine Darstellung eine große Lücke in der Literaturkritik des 14. Jahrhunderts. Während der Komponist und Lyriker Guillaume de Machaut bisher durchaus Beachtung fand, wurde sein

² BADEL erwähnt (p. 413 N 7 und passim) das Buch von P. POTANSKY, *Der Streit um den Rosenroman*, München 1972, nicht aber die kritische Stellungnahme von GISELA HILDER, *ZRPh.* 91 (1975), 79–94.

umfängliches, ca. 45000 Verse umfassendes, qualitativ und wirkungsgeschichtlich bedeutsames erzählerisches Werk vor William Calin noch nicht in einer Gesamtdarstellung gewürdigt.¹

Angesichts des Umstandes, daß beim Leser der Studie nicht die Kenntnis aller *Dits* aus eigener Lektüre vorausgesetzt werden kann, entschied sich wohl W. Calin für eine dem Benutzer seines Buches sehr entgegenkommende Darstellungsweise: In der von Hoepffner vorgeschlagenen chronologischen Abfolge widmet der Autor jedem längeren *Dit* einen in der Regel knapp 20seitigen Essay. In einem Exkurs werden die kürzeren *Dits* analysiert. Jedem Essay zu einem längeren *Dit* ist jeweils eine Inhaltsangabe vorangestellt. In den Essays verknüpft W. Calin die Darstellung des Handlungsverlaufs mit Beobachtungen zu charakteristischen Merkmalen der Machautschen Verserzählungen. Sein Augenmerk gilt dabei insbesondere oft wiederkehrenden archetypischen Mustern (so erklärt sich der Titel «A Poet at the Fountain»), der Verwendung von Symbolen, Allegorien und Stilmitteln der Ironie und der Komik. Im Zusammenhang mit der in den *Dits* besonders sorgfältig analysierten Funktionsvielfalt des Erzählers gelingt es W. Calin, Entwicklungsstränge im erzählenden Werk Machauts aufzuweisen. Von begrüßenswerter kritischer Zurückhaltung zeugt die Diskussion um die Identifikation von Erzähler und Autor im *Voir-Dit*. Es wird nicht nur auf die Gleichsetzung literarischer und historischer Personen verzichtet, sondern es wird in erfreulicher Klarheit der offene Charakter der Erzählung betont. Die gewählte essayistische Darstellungsform hat bei der Vielzahl der behandelten Gesichtspunkte den Nachteil, auseinanderstrebend zu wirken. Der Schlußteil «Conclusion» faßt die wichtigsten Beobachtungen knapp zusammen, ohne die Ergebnisse in dem Umfang zu systematisieren, wie es der ausführliche Index erlaubt hätte. Die Bibliographie umfaßt im ersten Teil die Ausgaben der Werke Guillaume de Machauts, im zweiten Teil Studien über das Leben und Werk Guillaume de Machauts und im dritten Teil Untersuchungen zu Guillaume de Machaut und Geoffrey Chaucer.

William Calins Studie, die sehr viele Ansätze zu weiterführenden Untersuchungen bietet, hat bisher keine vertiefenden Studien angeregt. Dies ist sehr bedauerlich, da Guillaume de Machaut in der Kette der mittelalterlichen Literatur erzählerisch, motivisch und auch moralistisch eine hervorragende Rolle zukommt. Die Kunstgeschichte hat in den letzten Jahren dazu beigetragen, auf die Bedeutung Guillaume de Machauts hinzuweisen. Sowohl in der Kaiser Karl IV. 1978 in Prag und Nürnberg gewidmeten Ausstellung wie auch in der dem Jahrhundert König Karls V. gewidmeten Ausstellung «Les Fastes du Gothique» Paris 1981/82 waren die Werke Guillaume de Machauts durch Exponate vertreten, aus denen ersichtlich wurde, daß große Meister seiner Zeit all ihre Kunsfertigkeit aufboten, um die Manuskripte des bedeutenden Autors des 14. Jahrhunderts angemessen zu schmücken. Mit besonderem Interesse darf man der Veröffentlichung der Akten des «Colloque Guillaume de Machaut», Reims, 1978, entgegensehen.

Gerhard Damblemont



EDELTRAUD WERNER, *Die Verbalperphrase im Mittelfranzösischen; eine semantisch-syntaktische Analyse*. Frankfurt a/M, Bern, Cirencester (Lang) 1980, 570 p. (*Studia romanica et linguistica 11*).

S'inspirant surtout des travaux de Coseriu et Wunderli, mais aussi de ceux de G. Colón,

¹ Abzusehen ist an dieser Stelle von der Dissertation GÜNTER SONNEMANNS, *Die Diddichtung des Guillaume de Machaut*, Göttingen 1969, 203 p., die in der Fachwelt allerdings ohne Echo blieb und auch von Calin nicht berücksichtigt wurde.

G. Rojo, W. Dietrich¹ et d'autres, l'auteur nous donne une imposante étude sur son sujet. Elle commence par une définition de la catégorie formelle et structurale de la périphrase verbale²; cette catégorie est ensuite distinguée des constructions homonymes à l'aide des critères structuraux, sémantiques et distributionnels. Ainsi l'auteur donne à chaque périphrase verbale une valeur de base dans le système du moyen fr. Toute périphrase verbale peut être remplacée par une forme simple; comparée à la forme simple, la périphrase verbale est marquée (cf. p. 118ss.). – La deuxième partie du livre analyse la valeur d'emploi des périphrases sur la base d'un vaste corpus de textes, et compare les périphrases verbales entre elles.

Alors que la première partie développe des théories modernes sur la périphrase verbale dans une démarche intéressante et logique, parfois même trop rigoureuse³, la deuxième partie, l'étude pratique sur l'emploi des périphrases, trouvera, je pense, un plus grand cercle de lecteurs, grâce aux statistiques que donne l'auteur: pour chaque périphrase verbale nous apprenons la distribution de son emploi modal et temporel (le pourcentage aussi bien que les chiffres réels); les tableaux synoptiques nous renseignent sur l'emploi des périphrases chez les différents auteurs du corpus; deux tableaux diachroniques illustrent la fréquence des périphrases à infinitif ou à participe à travers la période du moyen fr.; un tableau particulier compare la fréquence de ces deux types de périphrases, etc. (p. 482ss.); mentionnons encore un tableau comparatif des auxiliaires *aller* et *devoir* et de leurs auxiliés (p. 250). Un travail énorme dont la valeur est incontestable; le débat concernant les exigences de la rime pour l'emploi de la construction *estre* + participe, p. ex., sera réduit à une question de contrôle.

Dans son texte, l'auteur ne s'occupe guère du développement diachronique des périphrases verbales. Tout en mentionnant les contributions d'Asplund p. ex., l'auteur ne rend pas compte de l'emploi des périphrases verbales en afr. Dans la première partie de son livre elle utilise des phrases composées en fr. moderne pour illustrer des catégories médiévales. Ce procédé sert à éviter certaines associations superflues bien sûr, mais il prête à la critique: en fr. moderne les auxiliaires *aller* (aux. accidentel) et *avoir* (aux. essentiel) ne sont pas sur pied d'égalité quant à la cohérence des périphrases qu'ils forment, car la place du pron. obj. n'est pas la même (*je l'ai fait; je vais le faire*), différence que le moyen fr. ignorait (*je le vais faire*) – le lecteur reste perplexe (cf. p. 18, p. 63, p. 69).

L'auteur ne considère pas *aller* + inf. comme une périphrase autochtone: cependant elle constate, p. 216, que «veul kann nur mit dem Komplex *me va* kommutieren; also muß *vouloir* in sich selbst ein reflexives Moment enthalten, das bei *aller* gesondert expliziert werden muß.» Cette situation justifierait, à mon avis, le traitement de *s'aller* + inf. comme une périphrase à part. J'ai d'ailleurs du mal à attribuer un caractère réfléchi à *vouloir*: c'est plutôt un élément d'intérêt personnel qui s'attache à *aller* à l'aide du pron. réfléchi (Kukenheim, *Gr. hist. II*, p. 71).

¹ G. COLÓN, *Le parfait périphrastique en catalan «va + inf.»*, in: *IX Congresso internacional de lingüística românica*, Universidade de Lisboa, 31 de março – 4 de abril 1959, Actas, Lisboa 1961, vol. I, p. 165–176; *A propos du parfait périphrastique «vado + infinitif» en catalan, en provençal et en français*, *TraLiLi 13/1* (1975), 31–66. G. ROJO, *Perifrasis verbales en el gallego actual*, Santiago de Compostela 1974; W. DIETRICH, *Der periphrastische Verbalaspekt in den rom. Sprachen*, Tübingen 1973.

² Cf. p. 42: à côté des critères structuraux et fonctionnels noter le critère syntaxique: que le signifiant consiste en plusieurs termes; et le critère sémantique: que le signifié n'en soit qu'un («lexie-sémantisch eingliedriges Signifikat») grâce à une réduction ou un changement de signification de l'un des termes du signifiant.

³ On est presque soulagé de trouver la petite remarque p. 62: «Dies soll nun nicht dazu führen zu glauben, die zwischen freiem Syntagma und Verbalperiphrase bestehende Homonymie könne in jedem Einzelfall beigelegt werden. Häufig ist eine endgültige Zuweisung eines solchen Syntagmas zu dem einen oder anderen Strukturplan nicht eindeutig möglich, hybride Fälle sind nicht selten.»

Il est inévitable qu'un ouvrage aussi volumineux contienne des détails critiquables. Certains raisonnements souffrent d'une longueur excessive, la définition de la périphrase verbale ne devrait peut-être pas nécessairement commencer par une analyse détaillée de la périphrase non-verbale *belle-sœur*; et les termes *corpus-based* et *corpus-restricted* n'ont pas besoin d'être expliqués, p. ex. Tous les lecteurs ne seront pas satisfaits de trouver de nouveaux matériaux dans des résumés, etc. Dans l'ex. 388 l'adv. *tout droit* est comparable à *directement* (cf. p. 279 ss.); l'ex. 453 aurait dû être traduit; je rendrais *touchant* par 'concernant' – s'agit-il d'une périphrase?

Leena Löfstedt



THOMAS BALLANTINE IRVING, *Kalilah and Dimnah. An English Version of Bidpai's Fables.*
Based upon Ancient Arabic and Spanish Manuscripts, Newark – Delaware 1980, XV +
206 p.

Dieses geschmackvoll präsentierte und (trotz einer kleinen Panne p. 148) bibliophil sehr schön ausgestattete Buch enthält eine auf Lesbarkeit ausgerichtete englische Übersetzung des im Titel genannten Fabelwerks. Das Anliegen der Übersetzung besteht darin, eine nach den sich bietenden Möglichkeiten rekonstruierte Fassung des mittelalterlichen Textes vorzulegen. Man sollte sich damit ein Bild machen können von der ursprünglichen Gestalt des altspanischen Textes und seiner arabischen Vorlage. Als Basis dienen die arabische Vulgata, d. h. die Edition des libanesischen Jesuiten Louis Cheikho von 1905 bzw. 1923, und die beiden spanischen Handschriften des Escorial, die deshalb grundlegend sind, weil sie (nach allgemeiner Auffassung) die erste alphonsinische Übersetzung eines literarischen Prosatextes aus dem Arabischen enthalten. Man findet die Daten der Überlieferungsgeschichte in einer kurzen Einführung, alle weiteren Angaben in der Bibliographie (p. 203–206). Vom Philologisch-Editorischen her ist die Ausgabe gut überblickbar. Für Übersetzungsvergleiche im einzelnen fehlt allerdings die Apparatur.

Gustav Ineichen



JUAN DE MENA, *Tratado sobre el título de duque*. Introducción, edición y notas de LOUISE VASVARI FAINBERG, London (Tamesis Books Limited) 1976, XII + 134 p.

La profesora Louise Vasvari Fainberg, a la que también debemos una edición de la obra más conocida de Juan de Mena¹, imprime ahora por primera vez un texto breve atribuido al máximo poeta culto del siglo XV español: el *Tratado sobre el título de duque*.

Se encuentra el *Tratado* en un manuscrito, perteneciente a la biblioteca de don Antonio Rodríguez Moñino, de mediados del siglo XV. Este manuscrito contiene asimismo una copia incompleta de la *Coronación*². Ha de ser contemporáneo de la fecha de concesión (1445) al tercer conde de Niebla, por parte del rey Juan II, del título de duque de Medina Sidonia. Es éste el hecho inspirador, y el recién nombrado duque destinatario de la obruta. El propósito

¹ *Laberinto de Fortuna*, Madrid (Alhambra) 1976, con estudio preliminar.

² Se reproduce su comienzo (p. 128–134) y se anuncia una edición basada en él y en los códices 9.985 de la Biblioteca Nacional de Madrid y N. I. 13 de El Escorial.

de la autora es «transcribir la obra y estudiarla en sus varios aspectos lingüísticos y literarios para determinar si la atribución a Mena tiene fundamento o no» (p. 1).

Tras allegar datos biográficos sobre Juan de Mena y el conde de Niebla (p. 3–10)³, Louise Vasvari se ocupa de *La prosa de Juan de Mena* (p. 11–20), haciendo suya la distinción de María Rosa Lida entre estilo didáctico, narrativo y ornamental (en el que se incluye el *Tratado*) y reconsiderando el problema de las atribuciones. Siguen la *Descripción paleográfica del ms. R-M* (p. 21–23) y el resumen del *Tratado* (p. 25–27)⁴. Ya desde estos preliminares la claridad expositiva y la documentación sólida predisponen favorablemente al lector.

El «cuerpo» del libro lo constituye el *Análisis del estilo y del lenguaje del «Tratado sobre el título de duque»* (p. 29–76). Sucesivamente L.V. se ocupa de *Figuras retóricas* (p. 33–48), *Sintaxis* (p. 49–63) y *Fonología, morfología, léxico* (p. 64–76). En el primero de estos apartados sobre todo define y clasifica, exemplificándolas en abundancia⁵, las formas de amplificación ornamental que emparentan a Mena con la escolástica medieval. En el segundo pone de relieve cómo la coexistencia de vocabulario y sintaxis latinizantes y de rasgos lingüísticos de acusado carácter arcaico se explican en función de las vacilaciones de gusto características del XV. En el tercero, donde fonología y morfología se reducen a ejemplos aislados, la mayor parte del material reunido corresponde al léxico, señalándose de nuevo, desde esta perspectiva, el hecho de que, junto a vocablos obsoletos o anticuados, se den en Mena latinismos, en particular de acepción, llamativos. De todo cabe deducir que el *Tratado* «se asemeja a las obras conocidas de Juan de Mena en el manejo de recursos estilísticos y lingüísticos» (p. 77), legitimándose así la atribución, apoyada también por la selección y criterio de utilización de las fuentes clásicas, a las que se dedica un último apartado (p. 77–82).

El resto del libro corresponde al texto del *Tratado*. Vienen primero las *Normas de transcripción* (p. 83–84), realizada con criterio diplomático y no paleográfico, a fin de facilitar la lectura fluida; luego el texto del *Tratado* (p. 85–99) y, por último, las *Notas a la transcripción* (p. 101–114). Como complemento, se reproduce el fragmento C de Copenhague, que también nos ha conservado el texto, transcrita y anotado con igual criterio que el ms. R-M. Cierra el conjunto una *Bibliografía* (p. 123–126).

Considerado en su conjunto, el trabajo de L.V. nos parece alabable por varios motivos: técnicamente está hecho con rigor; ayuda al mejor conocimiento de Juan de Mena y, con él, de la prosa culta del XV; pone a la disposición del estudioso (de literatura, historia, heráldica incluso) un texto, aunque breve, rico en contenido. La autora da además prueba de buen sentido y de prudente cautela. De buen sentido por lo que toma de María Rosa Lida⁶: dado que en la erudición no cabe prescindir de la continuidad, no implica demérito apoyarse en investigadores anteriores, y menos si son de tanta calidad; entre partir artificialmente de cero, ignorando lo anterior, y su sacralización hay un justo medio y en él se sitúa L.V. De prudente cautela al no establecer a ultranza la atribución a Juan de Mena: en efecto, por concluyente que ésta pueda parecer, se sabe que el talento mimético ha existido y existe en literatura y que un hallazgo inesperado puede echar por tierra lo que se tenía por incombustible.

En el debe del trabajo señalariamos el sistema de referencias, no explicado claramente y embarazoso por sí mismo: hubiera sido preferible, aun manteniendo las líneas oblicuas mar-

³ Sobre la muerte del segundo conde de Niebla, padre del destinatario del *Tratado*, véase estrofas 159–186 de las *Trescientas*.

⁴ Se divide en nueve capítulos, de extensión irregular, de los cuales faltan parte del sexto y todo el séptimo.

⁵ La exemplificación es siempre comparativa, respecto de las otras obras de Mena, a fin de destacar las coincidencias.

⁶ Ante todo, claro, de su monumental estudio: *Juan de Mena, poeta del Prerrenacimiento español*, México (El Colegio de México) 1950.

cadoras de las separaciones interlineales del ms., numerar de cinco en cinco, según el uso generalmente establecido, los renglones de cada página de la transcripción. Reparo parecido cabe hacer respecto de la distribución conjunta del material (véase eco de esto en el *Índice*): una división tajante en tres partes – introducción, estudio lingüístico y estilístico, edición del texto – lo hubiera clarificado todo. Pero, insistimos, ni una cosa ni otra rebajan apreciablemente el juicio positivo que esta monografía merece.

Luis López Molina



BÁRBARA W. FICK, *El libro de viajes en la España medieval*, Santiago de Chile (Editorial Universitaria, Seminario de Filología Hispánica) 1976, 239 p.

En esta tesis doctoral, presentada a la Universidad de Maryland, se estudian los precedentes medievales españoles de un género llamado a configurarse más tarde. Se centra en tres relatos del siglo XV: *Emabajada a Tamorlán* de Ruy González de Clavijo; *Crónica de don Pero Niño, conde de Buelna* de Gutierre Díez de Games; y *Andanças e viajes ...* de Pero Tafur. Consta de cinco capítulos – I: *Introducción* (p. 11–42), II: *El viajero y sus propósitos* (p. 43–64), III: *El viaje* (p. 65–166), IV: *Estructura, lenguaje e historicidad* (p. 167–220), V: *Conclusiones* (p. 221–232) – y una *Bibliografía*¹ (p. 233–239). Su contenido es en lo fundamental el siguiente:

Capítulo I. – Considera el libro de viajes medieval como estrechamente vinculado a las relaciones entre Oriente y Occidente, en una época de iniciación de descubrimientos y expansiones territoriales. Postula su autonomía respecto de formas literarias que le son próximas: (auto)biografía, crónica. Hace una breve incursión por los antecedentes², para concluir que la Península Ibérica no produce un verdadero espécimen hasta el siglo XV. Enumera los manuscritos y ediciones de los tres libros. Termina afirmando el propósito de estudiarlos desde el punto de vista literario, dado que otros estudiosos ya lo han hecho desde el histórico.

Capítulo II. – Caracteriza la personalidad de cada autor y la intención que lo guía al escribir. Clavijo, responsable de una misión diplomática, informa sobre tierras mal conocidas. Díez de Games, dividido entre el libro de viajes y la biografía (su *Victorial* se inscribe en las llamadas «crónicas de hechos particulares»), adopta una actitud más literaria, si bien lo precipitado de sus descripciones puede interpretarse como escasa o nula conciencia de su papel de viajero. En cuanto a Tafur, «gran turista castellano del siglo XV», hombre de fortuna que se desenvolvía en medios financieros, viaja para ampliar conocimientos y en él se da el índice más alto de desinterés o curiosidad pura.

¹ En ella se echa de menos una referencia: A. TORRES FERNÁNDEZ, *Los usos del artículo en «El Victorialis» de Gutierre Díez de Games. Contribución al estudio de la sintaxis del castellano en el siglo XV*, *Boletín de Filología* 17 (1958), 66–146.

² Con criterio discutible considera la *Peregrinatio* de la monja Eteria («siglo V») como la obra quizás más antigua entre los libros de viajes «específicamente españoles» (p. 19). ¿Cabe llamar así a algo escrito en esa época? Ya en el siglo XIV, *El libro del conocimiento*, anónimo y de carácter presumiblemente imaginario, es para ella el más antiguo escrito en España. Próximo en el tiempo, *El libro del famoso Marco Polo* de RODRIGO (sic) FERNÁNDEZ DE HEREDIA. No se plantea el problema de si hay o no algo de libro de viajes en la *Fazienda de Ultra Mar*. Volviendo a la *Peregrinatio*, una edición crítica reciente, que la autora no ha podido manejar, retrotrae la fecha a los años 341–348. Cf. *Itinerario de la Virgen Egeria* (ed. crít., trad. y est. por AGUSTÍN ARCE), Madrid (Biblioteca de Autores Cristianos) 1980, p. 54–58 de la *Introducción*.

Capítulo III. – Subdividido en tres apartados – que se consagran a motivaciones del viaje, itinerario y peripecias de éste, y recorrido de regreso respectivamente –, informa por menudo acerca del contenido de cada relato.

Capítulo IV. – Fundiendo estructura y lenguaje en un mismo apartado, insiste desde una nueva perspectiva en la caracterización recíproca de los tres libros. Clavijo escribe un informe oficial, cuyo tono administrativo se compagina con el uso de la tercera persona; en su *Embajada* destacan los orientalismos léxicos. Díez de Games, no héroe sino biógrafo que participa en las aventuras de su biografiado, a despecho de la admiración por su señor, siente como artista que su narración le pertenece y así va trasvasando del héroe al cronista el interés de la lectura; en su crónica abundan palabras y expresiones no españolas, procedentes sobre todo del francés y del árabe. Tafur, que escribe en primera persona, nos da un relato de escaso valor literario, pero ello no impide que sea el suyo más genuino libro de viajes que los otros dos, por ser en él mayor la conciencia de estarlo escribiendo, es decir, por comprometer su atención en el proceso mismo del desplazarse³. En lo que se refiere a historicidad, concluye, con precisiones válidas, que los tres constituyen fuente valiosa para el historiador.

Capítulo V. – Rotulado como de conclusiones, se desvanece en parte su carácter de tal. La autora justifica su tarea, lo que encajaría mejor en una introducción, y a renglón seguido de una serie de referencias bibliográficas (que tampoco tienen aquí su lugar más idóneo) vuelve a insistir sobre cosas ya dichas.

En resumen: nos encontramos ante un trabajo que, bien sistematizado y reducido a lo esencial, constituiría un enjundioso artículo pero que, como libro extenso, adolece de vaguedad. Comentarios ligeros y deshilvanados predominan sobre consideraciones concretas esclarecedoras; resúmenes o glosas de lo ajeno, sobre la aportación propia. Demasiado sujeto a sus fuentes, en particular las primarias (libros de viajes mismos), incurre en acarreo desmesurado de material de éstas. Nos permitimos señalar también otro aspecto de su indeterminación: no llega a fijar el propósito ni el método y, en consecuencia, tampoco el resultado. Pero la frustración mayor la experimenta el lector respecto de lo dicho al final del capítulo I: propósito de proceder a un estudio de índole literaria. La autora disemina ideas y/o intuiciones valiosas, que reclaman desarrollo y sistematización, para en seguida abandonarlas, recayendo en comentarios más desvaídos. He aquí unas cuantas cuestiones, a nuestro juicio pertinentes desde una perspectiva literaria, que o no se tocan o se esfuman a poco de planteadas: lo que dicen los viajeros puede ilustrar más sobre ellos mismos y la España del siglo XV que sobre los lugares que describen; dificultad del género como tal para mantenerse en un terreno que le sea propio, sin deslizarse hacia el de otras formas literarias emparentadas; retraso (a veces considerable) del proceso de redacción respecto de la experiencia viajera inspiradora (lo que alcanza consecuencias decisivas sobre la selección de materiales y organización ulterior de los mismos); perspectiva de cada viajero, en cuanto instancia narrativa, respecto del contenido del viaje; repercusión, en la economía del relato, de la brevedad con que se trata el recorrido de regreso y de la omisión de los preparativos del mismo; caracterización de los recursos constructivos del género, tal como se delinean al declinar el siglo XV, y grado de aceptabilidad que alcanzan en la evolución ulterior del género. La lista podría aumentarse. La anunciada caracterización literaria de los libros de viajes del siglo XV permanece así prácticamente inédita⁴.

³ Algunas consideraciones, sobre ésta y otras cuestiones conexas, en mi trabajo *Los libros de viajes en la literatura española moderna*, en: *Homenaje a Samuel Gili Gaya (in memoriam)*, Barcelona (Bibliograf) 1979, p. 139–151.

⁴ Contradicторia respecto de la afirmación de literariedad resulta también la que se hace luego en p. 228–229: «los libros de viaje del medievo español no fueron escritos con el afán de hacer literatura, salvo parcialmente en el caso del *Victoria!*».

Pese a estos reparos, formulados en nombre del interés mismo que la lectura suscita, la tesis de Bárbara W. Fick no carece de cualidades positivas. Escrita con fluidez y amenidad, y abundante en datos e ideas valiosos aunque dispersos, incita al mejor conocimiento de los libros de viajes del siglo XV y constituye una buena guía para su lectura.

Luis López Molina



Romancero rústico, Edición de ANTONIO SÁNCHEZ ROMERALO con la colaboración de ANA VALENCIANO, Madrid (Gredos) 1978, 402 p. (*Seminario Menéndez Pidal. Universidad Complutense de Madrid. Romancero tradicional de las lenguas hispánicas [español – portugués – catalán – sefardí]* 9).

Die Arbeiten zum Romancero stellen einen wichtigen Teil der Aktivitäten des Seminario Menéndez Pidal dar, das (unter der Leitung von Diego Catalán) die von Menéndez Pidal begonnenen und seitdem ständig ergänzten Sammlungen von Liedtexten publiziert und analysiert¹; der hier anzuzeigende Band ist schon der neunte in der Reihe des *Romancero tradicional*, die für einzelne romances jeweils das gesamte Material (alle erreichbaren Fassungen) zugänglich macht.

Vereinigt sind hier vier romances, die alle in der Welt der Hirten angesiedelt sind. Für jede Fassung werden der Ursprungsort und (wenn davon unterschieden) der Ort der Aufzeichnung genannt, sowie Name, Alter und Beruf des Gewährsmanns, der Name des Sammlers, das Datum der Aufzeichnung (cf. p. 12). – *La Loba parda* (p. 15–206), seit dem frühen 17. Jh. bezeugt, schildert, wie eine Wölfin ein Schaf raubt; die Hunde des Hirten stellen sie und drohen über sie herzufallen, obwohl sie die Beute zurückgeben will. Dieses Lied ist vermutlich im Zentrum der Pyrenäenhalbinsel entstanden (cf. zur geographischen Verbreitung p. 20–26); es wurde offensichtlich hauptsächlich von Männern gesungen, während die meisten romances Frauenlieder sind (p. 26). Die Überlieferung ist mit über 180 Fassungen (oft wird auch die Melodie mitgeteilt) wesentlich umfangreicher als bei den drei folgenden romances: *La mujer del pastor* (p. 206–256) ist seit dem 15. Jh. bezeugt (p. 209); besonders populär ist dieses Lied im Westen der Halbinsel (p. 220). Die Situation ist ähnlich wie in den altfranzösischen Pastourelles: Ein Reiter trifft eine Frau, er fragt, ob sie verheiratet sei, sie bekennt sich zu ihrem Mann, der Hirte ist, und bleibt ihm (in den meisten Fassungen) treu. – *El reguñir, yo regañar* (p. 255–272) schildert das mühsame, unglückliche Eheleben der Frau eines Schäfers; auch dieser romance ist seit dem Anfang des 17. Jhs. bezeugt. Es gibt von ihm nur 15 Versionen. Um das Thema der *maumariée* geht es auch im letzten Lied, *La malcasada del pastor* (p. 273–353), das sich von den drei anderen jedoch dadurch unterscheidet, daß es zwar 83 moderne judenspanische Versionen, aber keine älteren Zeugnisse gibt (zu katalanischen Fassungen cf. p. 282–284). Die Frau, die von ihrem Mann schlecht behandelt wird, weist trotzdem die Werbung eines anderen zurück; es gibt fast 40 kontaminierte Fassungen, die

¹ Die Publikationen des Instituts sind zahlreich; Cf. z.B. auch die 3 Bände *El romancero hoy: nuevas fronteras*, 2º coloquio internacional, University of California, Davis, Ed. a cargo de ANTONIO SÁNCHEZ ROMERALO, DIEGO CATALÁN, SAMUEL G. ARMISTEAD (...), Madrid (Gredos) 1979; dazu meine Besprechung, *ZRPh* 98 (1982), 609–615.

meisten berichten einleitend (wie im von Menéndez Pidal so genannten romance von *Hero y Leandre*) von der Trennung zweier Liebender durch widrige Umstände (cf. p. 279 ss.).

Indices (p. 355–386) und Bibliographie (p. 387–402) beschließen den schönen Band.

Albert Gier



La Dama y el pastor, Romance, Villancico, Glosas. Edición dirigida por DIEGO CATALÁN, preparada por KATHLEEN LAMB y ETIENNE PHIPPS con la colaboración previa de JOSEPH SNOW y BEATRIZ MARISCAL DE RHETT, Revisión JESÚS ANTONIO CID, 2 Bde., Madrid (Gredos) 1977–1978, 258 + 223 p. (*Seminario Menéndez Pidal. Universidad de Madrid – Facultad de filosofía y letras. Romancero tradicional de las lenguas hispánicas [español – portugués – catalán – sefardi]*, 10–11).

Die beiden Bände, die in der Reihe des *Romancero tradicional* auf den *Romancero rústico* folgen (cf. die vorangehende Anzeige), stellen die Überlieferung zum ältesten schriftlich bezeugten *romance* zusammen: Die Geschichte von dem Hirten, dem eine vornehme Dame Avancen macht, die er jedoch zurückweist, um seiner Arbeit nachzugehen, wurde ca. 1421 von einem aus Mallorca stammenden Jurastudenten in Bologna aufgeschrieben (vol. I, p. 23 ss.); seine Fassung ist freilich insofern untypisch, als der Mann hier ein *escudero* ist; in den im 16. Jh. gedruckten Versionen erscheint er stets als Hirte. Der *romance* scheint heute in der mündlichen Überlieferung auf der Pyrenäenhalbinsel nicht mehr lebendig; aber es gibt 20 judenspanische Fassungen (vol. I, p. 44–56), und das Stück war schon im 16. Jh. bei den spanischen Juden populär (vol. I, p. 41). Bemerkenswerterweise ist der der Verführung abgeneigte Mann in den judenspanischen Fassungen ein *caballero* (also ähnlich wie in der ältesten Redaktion).

Neben dem *romance* steht ein *villancico glosado*, der die im Lied geschilderte Situation breit ausgestaltet; der älteste derartige Text wurde 1531/32 erstmals gedruckt (vol. I, p. 61 s.), es gibt mehrere Versionen aus dem 16. Jh. (darunter auch zwei ‘a lo divino’, cf. vol. I, p. 91–98). Auf dem zunächst nur schriftlich verbreiteten *villancico* beruht dann eine breite mündliche Tradition, mit ca. 180 Fassungen aus Spanien, Lateinamerika und im Judenspanischen; hinzu kommt eine katalanische Version (vol. I, p. 169–172). Dieser umfangreichen Überlieferung sind über die Hälfte des ersten und der ganze zweite Band der Ausgabe gewidmet.

Wir haben es hier mit einem Texttyp zu tun, der die Liebeskonzeption einer vergangenen Zeit an das 19. und 20. Jh. vermittelt: Der Mann, der um seiner materiellen Interessen willen die edle Dame abweist, ist in den ältesten Fassungen der *mal villano*, obwohl er immerhin eine Frau und Kinder hat, die er nicht im Stich lassen will (cf. die Fassung von 1421, vol. I, p. 23 s.); dem modernen Publikum mag ein solches Verhalten weniger verächtlich als vorbildhaft erscheinen. In manchen modernen Fassungen (cf. die Rekonstruktion der nordspanischen Version, vol. I, p. 174–179) versucht die junge Frau denn auch, ihren widerstreben Galan dazu zu bewegen, sie zu heiraten; dadurch, daß er sich trotzdem weigert, wird natürlich wieder er ins Unrecht gesetzt. Eine andere Möglichkeit wäre gewesen, den ‘anständigen’ Mann als positive Identifikationsfigur von der leichtsinnigen Frau abzusetzen, also die ursprüngliche Konstellation umzukehren; diesen Weg scheint keine der populären Fassungen gegangen zu sein. Es wäre interessant, die Verfahrensweisen der mündlichen Dichtung mit der Art und Weise zu vergleichen, wie im Volksbuch des 19. Jhs. «unmoralisch» gewordene Inhalte entschärft werden. Die Grundlage für solche Untersuchungen geschaffen zu haben, ist ein Verdienst dieser schönen Ausgabe.

Albert Gier



JOSÉ LUIS ALONSO HERNÁNDEZ, *Léxico del marginalismo del Siglo de Oro*, Universidad de Salamanca 1977, XXXV + 803 p.

Como lo señala J. L. Pensado en su *Presentación* (p. X), «este libro viene a roturar un campo bastante descuidado de la lexicología hispánica». Su propósito es doble: explicar el sentido de muchos términos no registrados o que lo son sólo en otras acepciones, y reunir en un conjunto coherente una serie de vocabularios parciales (p. XI).

La *Introducción* (p. XI-XXXV) incluye: A) una parte teórica; B) una explicación del método utilizado para allegar y organizar materiales. A. – Entiende por lenguaje marginal el que es propio de grupos sociales no productivos y cuyas actividades suelen lindar con la delincuencia o incurrir abiertamente en ella. Este lenguaje está sujeto, por exigencias de su naturaleza crítica, a una evolución rápida, ya que, una vez hecho accesible a muchos, pierde su razón de ser¹. Sus procedimientos de producción, coincidentes con los del lenguaje «normal», consisten básicamente en transformaciones del significante (prefijación, sufijación, etimología popular, abreviación, metátesis) o del significado (metáfora, metonimia, sinédoque, sinonimia). B. – Entre los textos, distingue los de base, «aquellos que han servido para proporcionar el material léxico aquí reunido» (p. XXI) y las obras de consulta. Dentro de los primeros, los repertorios lexicográficos y los textos literarios, citados unos y otros como autoridades a fin de justificar contextualmente la definición de cada término. Cierran la *Introducción* una *Bibliografía básica* o inventario de las obras literarias utilizadas (p. XXV-XXX), una lista de las *Obras de lexicografía* pesquisadas (p. XXXI-XXXII) y otra de *Abreviaturas y correspondencias* (p. XXXIII-XXXV).

En cuanto al diccionario temático o especializado en que consiste la casi totalidad del volumen, llena una importante laguna y, al ser así, hay que felicitarse de su aparición. De él cabe decir que, en cuanto llega a las manos, su consulta se hace indispensable. ¡Lástima, sin embargo, que la constitución en *corpus* sistemático de materiales tan abundantes se haya llevado a cabo con un descuido que lo daña gravemente!

Por lo pronto – ésta sería quizás para nosotros la objeción mayor – se da en el *Léxico del marginalismo* una tendencia, perturbadora, a convertir toda ocurrencia, incluso si es ocasional, en artículo autónomo y a tratar todo concepto compuesto o grupo de palabras, aunque no alcance la estabilidad necesaria, como *expresión fija*². Dicho de otro modo: indiferencia generalizada respecto del hecho de que se dé o no lexicalización auténtica o, en su defecto, asociación algo persistente de elementos³.

En cuanto a las definiciones, el criterio con que se establecen resulta asimismo borroso. El autor define unas veces por cuenta propia (apoyándose en sus *autoridades*, literarias o no), reproduce otras veces entre comillas definiciones ajenas (de los lexicógrafos clásicos o de la Academia) y en ocasiones por último las duplica inútilmente⁴. Incurre también a menudo

¹ No lo cree así ALFONSO SASTRE en un libro reciente sobre la marginalidad y su lenguaje: *Lumpen, marginación y jerigonça*, Madrid (Legasa) 1980.

² Cf. ALBERTO ZULUAGA: *Introducción al estudio de las expresiones fijas*, Frankfurt (Lang) 1980.

³ Ejemplo: *dama corsaria*, *dama cortesana*, *dama de alquiler*, *dama de alta guisa*, *dama de conversación*, *dama de interés*, *dama de trote*, *dama descubierta* y *dama libre*, en ese orden (*dama de trote* precede por error a *dama descubierta*), figuran como artículos aparte a continuación de *dama* «prostituta o buscona», donde se explica: «La idea de mujer que se dedica al trato carnal ilícito, viene dada casi siempre por un calificativo que acompaña al nombre *dama*». No hay motivo entonces para no hacer de todo un mismo artículo. Así, en todas partes.

⁴ Ejemplo: *Embaimiento*. Engaño o burla (...) «(cuando se hace creer a alguien lo que no es), esto se llama embayamiento» [al encabezar el artículo no se toma en cuenta la variante]. *Envesar*. Germ. «Azotar» (J[uan] H[idalgo]) [la indicación «Germ.», superflua puesto que de germanía se trata en principio siempre, se repite hasta el infinito]. *Afusado*. Germ. Huido. «Huido» (J[uan] H[idalgo]).

en rotura de la unidad sintáctica del enunciado definitorio, exigencia ligada a la de sustituibilidad⁵, lo que tiene como consecuencia que la definición no corresponda a la función sintáctica de la palabra definida⁶.

Otras imprecisiones: atención escasa prestada a las variantes fonéticas de ciertas palabras⁷, omisión constante de la categoría gramatical, incoherencias en la posición de las definiciones respecto de la ordenación alfabética⁸, artículos «fantasmas» sin definición ni cita que los ilustre⁹. Los ejemplos correspondientes a cada cosa podrían multiplicarse sin dificultad. El lector tropieza a cada paso con ellos.

Con lo dicho no nos proponemos en absoluto desacreditar un libro que presupone un esfuerzo sostenido y bien orientado y cuya utilidad está fuera de duda. Es posible que, una vez reunido el material, con la fatiga que ello supone, el deseo lógico de no retrasar demasiado su publicación en forma de diccionario haya impedido una estructuración más rigurosa. Como quiera que sea, el interés del autor por profundizar en el estudio del lenguaje marginal no ha decaído. Al contrario: discurriendo por caminos cercanos ha dado ya en otra ocasión resultado notable¹⁰. Cabe esperar, pues, que en una segunda edición – la reclama por méritos propios – este *Léxico* se vea mejorado en su técnica.

Luis López Molina

⁵ Cf. MANUEL SECO, *Problemas formales de la definición lexicográfica*, en: *Estudios ofrecidos a Emilio Alarcos Llorach*, Oviedo 1978, II, p. 217–239, en especial p. 222–225.

⁶ Ejemplo: *Alcahuetería*. Fomentar la comunicación ilícita entre hombre y mujer. Está claro que ésta sería la definición adecuada de *alcahuetear*.

⁷ Cf. N 4: *embaimiento / embaymiento*.

⁸ *Dado falso* se define s/v *dado*. *Dado acostado*, s/v *acostado*.

⁹ Ejemplo: *Cofre cerrado*. Boca cerrada; no decir palabra.

¹⁰ JOSÉ LUIS ALONSO HERNÁNDEZ, *El lenguaje de los maleantes españoles de los siglos XVI y XVII: la Germania (Introducción al estudio del marginalismo)*, Universidad de Salamanca 1979.